



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Der stille Weg.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

**B**oże kochani! Um Gottes willen, Kindchen, liebes, einzigstes, goldenes, wie siehst du aus?!" Die alte Frau in polnischer Bäuerinnentracht hatte mit einem lauten Aufschrei die runzligen Hände zusammengeklappt und starrte aus erschrockenen Augen ihrer jungen Herrin in das totenblaue Gesicht. "Die Haare offen und ganz zerzaust, das Reitkleid schief zugehakt und . . ."

Die Komtesz Brahlstorff hob die Hand und ließ sich erschöpft in den nächsten Stuhl fallen. „Still jetzt, Wawerka! Ich dank dem Himmel, daß ich unbemerkt über die Turmtreppe hineingeklüpelt bin, und du schreist mir das ganze Haus zusammen!“

Die Alte lief geschäftig hin und her, trug Nieselsalz herbei und kölnisches Wasser. „Da, mein Kindchen, mein goldenes, erquid dich erst ein bißchen! Und sei nicht böse, aber der Schreck war mir wie ein spitzes Messer ins Herz gefahren! Als wenn du dem leibhaftigen Tod begegnet wärest, so siehst du aus!“

„Der Tod! So etwas Ähnliches war es vielleicht!“ Aliz Brahlstorff versuchte zu lächeln, aber es gab nur eine Grimasse. „Und jetzt rasch, spring in den Stall zum alten Sarepta. Er soll die Klappstute ordentlich mit Stroh abreiben, ehe er sie einstellt; im Laubengang, hundert Schritte vorm Turm hab' ich sie angebunden. Und gib ihm 'nen Taler, damit er meiner Cousine nichts sagt, denn ich hab' die Stute halb zuschanden gejagt auf dem Heimweg vom Sdrinsnosee.“

„Sehr wohl, mein Herzchen, mein goldenes, und wie du befohlen hast, soll es geschehen. Aber einen ganzen Taler für das bißchen Schweigen?“ Sie hob die schmale Oberlippe über dem zahnlosen Mund, und in ihre blaßblauen, halb erloschenen Augen trat ein glühender Schimmer. „Ich werd' ihm drohen, daß ich seine Kuh verher' und über sein Deputatorkorn den schwarzen Brand regnen lass', wenn er auch nur zu einem einzigen Menschen den Mund aufmacht. Das ist billig, wird aber viel besser helfen, denn über Geld würd' er sich nur unnützlich wundern, an meine Wissenschaften aber glaubt er!“ Und die alte Wawerka ging, um den empfangenen Befehl auf ihre Art auszuführen. Keine Spur aufdringlicher Neugierde in dem faltigen, von zwei schneeweißen Haubenbändern umrahmten Gesicht. In ihrem langen Dienstoffleben hatte sie gehorcht und warten gelernt, und wenn sie noch eine kurze Viertelstunde wartete, erfuhr sie ohne unziemliche Fragen, was geschehen war, denn ihr großes Sorgenkind hatte keine Geheimnisse vor ihr. Seit man es ihr vor jenen Jahren als ein

kläglich weinendes, in kostbare Spitzen gewickeltes Bündel in den Arm gelegt hatte, war sie nicht mehr von ihm gegangen. Wie lange es her war, mußte sie nicht mehr, denn seit sie so viel in den merkwürdigen Ländern lebten, in denen es keinen Winter gab, hatte sie das Zählen nach Jahreszeiten verlernt, ebenso, wie sie sich kaum entsann, daß sie einmal einen andern Namen getragen hatte als den, mit dem sie von einem Paar stammelnder Kinderlippen zuerst gerufen worden war: „Wawerka“. Wenn die gnädige Komtesse in einem fremden Hotel die Anmeldung ausschrieb, gab es zwischen ihnen stets ein Gelächter, denn beide mußten sie immer erst nachdenken, daß sie eigentlich Jozefa Jozia Gruzanka hieß. . . Eins nur wußte sie noch genau, nämlich, woher der Name „Wawerka“ stammte. Wenn sie allein gewesen war mit dem mutterlosen kleinen Grafenkind, hatte sie es mit Küßen und Tränen bedeckt und immer mit dem Namen des eigenen gerufen, der kleinen Warwara, die man ihr aus dem Hause getragen hatte, still und kalt; vielleicht, weil der liebe Gott dem armen Wirtchen die Schande hatte ersparen wollen, ohne einen Vater aufzuwachsen, der sich vor der Welt zu ihm bekennen durfte. . . ein gar vornehmer Herr, viel zu vornehm für die hübsche Köstendirne, die er genommen hatte, wie man eine bunte Feldblume abpflückt, um sie nach einer Weile wieder fortzuwerfen. . . Alle Welt hatte sich damals gewundert, daß das erste Wort, das die kleine Komtesse Aliz Brahlstorff aussprach, „Wawerka“ lautete, und dabei die runden Armchen nach ihrer Amme ausstreckte. . . Sie aber lachte nur heimlich, und in jenem Augenblick begab sich in ihrem Herzen ein Wunder: sie vermochte die beiden Kinder nicht mehr voneinander zu trennen, das tote eigene und das lebende fremde, und sie empfand nur noch eine einzige Liebe. . . Von jener Stunde an gehörte das kleine Grafenkind ihr, wer's ihr genommen hätte, wäre gestorben. Ein Duzend Gouvernanten hatte sie aus dem Hause gebracht, weil diese gemeinen Personen versucht hatten, sie bei ihrem Kind zu verdrängen: waren zum Herrn Grafen gelaufen und beklagten sich, sie übe auf die junge Komtesse einen schlechten Einfluß, pflanze ihr das Köpfchen voll von allerhand abergläubischem Kram, erziehe sie zu Stolz, Hoffart und Dünkel. . . Die törichten Gänse! Was wußten die denn von ihren geheimen Kräften und Künsten? Daß sie die Zukunft zu lesen verstand aus den Karten oder drei frisch geschnittenen Zweigen, die sie rückwärts über die Schulter warf? Daß sie jede Krankheit zu heilen wußte mit Kräutern, Besprechen oder

Auflegen der bloßen Hand? Und Stolz und Hoffart? Ja, sollte eine Grafentochter, die mit ihrer weißen Hand achtundzwanzigtausend Morgen Wald und Acker zu verschenken hatte, vielleicht die Augen unter sich schlagen wie ein armes Tagelöhnerkind? Und der Herr Graf gab ihr immer recht, denn er hatte andere Dinge im Kopf als die Erziehung seiner Tochter, er sagte nur jedesmal zu den Gouvernanten: „Ja, mein liebes Fräulein, wenn Sie sich mit der Bawerka nicht vertragen können, dann bedaure ich sehr . . .“ So hatte sie das Kind behalten dürfen, hatte es in die Pension begleitet und später auf allen Reisen, und nur ein einziges Mal war das Wort Trennung zwischen ihnen gefallen, als sie nach dem Tode des Herrn Grafen das Schloß verlassen mußten. Sie aber hatte nur gelacht: „Wegen Geld willst du mir das Herz zerbrechen, soll ich von dir gehen, mein einziges Kind? Ei, wozu hab ich denn gespart all die Jahre, meinen Lohn und die Geschenke? Und wo ich so reich bin, weshalb willst du mich jetzt auf einmal so arm machen, daß ich dir nicht mehr dienen soll?“

Als die alte Bawerka über die knarrnde Holzstiege wiederkam, fand sie ihre Herrin immer noch auf dem Stuhl sitzend, die Augen starr auf den Boden geheftet . . . Da trat sie leise hinter sie und begann ihr das rotblonde Haar zu strählen. Nieb es mit weichem Tuch und entwirrte mit linder Hand die ineinander verschlungenen langen Strähne. Und halb singend, wie einst, wenn sie das ungebärdige Kind in den Schlaf wiegte, begann sie zu sprechen: „Die Nappstute ist versorgt, und der Sarenka wird schweigen. Drei Kreuze hat er geschlagen, als ich mit der aufgehobenen Hand in dem dunkeln Stall vor ihm stand. Und außer uns ist niemand zu Hause, nur die beiden jungen Herren mit ihrem Lehrer, aber sie dürfen das Zimmer nicht verlassen, die Mutter hat's verboten, weil sie heut nachmittag unartig gewesen sind. Der Herr Baron aber ist noch auf dem Feld, und die Frau Baronin ist gegen Abend nach der Heinrichswalder Grenze pirschen gefahren, vor Dunkelwerden kommt sie nicht zurück.“

Alte warf den Kopf in den Nacken und schüttelte das dicke Haar, das mit seinen Spitzen fast den Boden streifte. „Um so besser, dann gib't's auch das dumme Gefrage nicht: Wo bist du gewesen und wo kommst du her? Soll ich vielleicht sagen: In Weidritzen, aber der Herr Graf von Rehna waren nicht zu Hause?“

Die alte Bawerka schlug die Hände zusammen. „Nicht zu Hause? Wo du ihm gestern gesagt hattest, wenn das Wetter gut bleibt, wirst du vielleicht kommen, seine Fohlen anzusehen? Also ist das Wetter vielleicht schlecht gewesen?“ Sie spie verächtlich aus. „Ah, psa krew! Blut und Seele von einem Hund! Früher in Prahlstorff, wenn du damals gesagt hättest: Vielleicht werd' ich kommen, hätt' er acht Tage und Nächte gewartet, dir die Hände unter den Fuß gebreitet, wenn du wirklich gekommen wärst! Aber heute? Na tröst' dich, mein Herzchen, jetzt weihst du wenigstens, um was er dir damals seine Liebe geschworen hat! Umbringen hat er sich damals wollen, und jetzt ist er nicht zu Hause? Nicht zu Hause, weil du nicht mehr deine drei Güter mitbringst, wenn du geritten kommst? Oh, welch ein Schlachtschiz, welch ein Starost und Graf! O tsi!“ Und sie spie wiederum aus, während sie den Frisiermantel holte und nach Kamm und Bürste griff. Alte Prahlstorff aber erhob sich und trat vor den schmalen Spiegel in dem dürftig ausgestatteten Fremdenzimmer. Eine ganze Weile lang musterte sie ihr weißes Gesicht, ob die ausgefandene Todesangst in der glatten und zarten Haut keine Spuren hinterlassen hätte, dann reckte sie die schlanken Arme und ließ sich auf den von der alten Bawerka zurechtgehobenen Rohrstuhl nieder.

„Also es ist aus, Bawerka, und ich hab' genug von der Heimat. Heute noch fängst du an zu packen, und morgen wird kurz Adieu gesagt!“

„Wie du befehlst, mein Täubchen! Aber gegen die Karten?“  
„An deine Karten glaub' ich nicht mehr!“

Die alte Bawerka legte den Kamm aus der Hand. „Oh Kind, verjünd'ge dich nicht! Haben die Karten schon einmal gelogen? Und haben sie vielleicht nicht damals die Wahrheit gesagt, vor jenen sechs Jahren, als immer das liebe Geld in der fremden Hand stand und der schwarze Brief über den langen Weg ins Haus? Und war's nicht vielleicht ein langer Weg von Baden-Baden nach Prahlstorff, wie wir auf die Depeische von dem Unglück nach Hause fahren mußten? Ganz gesund hatten wir den Herrn Grafen verlassen, ich seh ihn noch, wie er auf dem Bahnhof stand in seinem grauen Staubmantel und uns mit dem Taschentuch nachwinkte . . .“

Alte schüttelte unwillig den Kopf. „Hör schon auf, Bawerka! Und damals haben deine Karten vielleicht recht gehabt. Aber heute? Ehe ich fortritt, fragte ich dich, soll ich nicht lieber zu Hause bleiben? Du hobst dreimal ab auf Ja und Nein und sagtest: Reiten ist besser als zu Hause bleiben!“

Die Alte hob die Schultern. „Ja, Kind, liebes, wo steht es denn geschrieben, daß sich alles, was die Karten sagen, immer gleich am selben Tag erfüllen muß? Die Karten haben gewollt, daß du reiten sollst; ob du aber den Grafen Rehna der liebe Gott soll Kräfte regnen lassen über ihn und seine Verwandtschaft — ja, ob du aber dieses Hundeblood treffen wirst, davon haben sie nichts gesagt!“

„Na ja, aber in den Tod hätten sie mich fast getrieben!“

„Panie Kristusze pomilui sie, Herr Jesus Christus erbarm' dich!“ Die Alte schrie auf und umschlang den rotblonden Kopf mit beiden Armen. „Also darum war dein Gesicht so blaß und die Haare feucht, als ich sie in meine Hände nahm?“

Alte Prahlstorff nickte mit geschlossenen Augen. „Ja, feinetwegen bin ich doch nur hierhergekommen, und weil wir gehört hatten, er wäre unverheiratet geblieben. Und es ging ja alles ganz gut, er kam täglich von Weidritzen herüber . . .“

Die Bawerka nickte. „Ich weiß, mein Kindchen, ich weiß.“

„Na ja also, wie er aber immer wieder fortritt, ohne gesprochen zu haben, da glaubte ich, ich müßte ihm einen Schritt entgegenkommen, um ihm zu zeigen, daß ich gegen damals andern Sinns geworden war. Und wie er mich gestern abend, als wir allein durch den Park gingen, fragte, ob ich mir nicht einmal seine Fohlenkoppel ansehen wollte, da hab' ich noch mehr gesagt, als ich dir gestern zugestand, um nicht von dir gescholten zu werden, hab' gesagt, wenn das Wetter gut bliebe, würde ich ganz bestimmt kommen!“

„Kindchen, liebes, wie konntest du bloß! Wer von dem Mannsvolk greift denn nach einer Hand, die sich ihm entgegenstreckt? Und jetzt brauchst du mir weiter nichts zu erzählen, denn ich weiß Bescheid: Rache hat er nur an dir nehmen wollen wegen damals, und jetzt reitet er vielleicht herum auf den Nachbargütern und prahlt vor allen Leuten, daß er dir den Korb ausgezahlt hat.“

„Schweig, Bawerka!“ Sie riß der Alten mit einer ungestümen Bewegung die Haare aus der Hand, und ihr schlanker Leib häumte sich unter dem Zorn auf, der sie jählings überflutete. „Zwei Stunden ritt ich schon an der Fohlenkoppel auf und nieder, ein Knecht kommt endlich auf mich zu. Ich frag' ihn: Ist dein Herr nicht zu Hause? Und da grinst der Kerl: Nein, Fräulein, der Herr Graf sind schon am Vormittag fortgefahren, nach Maldeinen. Mir aber haben der Herr Graf befohlen, ich soll bei der Fohlenkoppel aufpassen, ob nicht eine Dame kommen wird mit rotem Haar . . .“ Da zog ich dem frechen Hund die Reitpeitsche durch das grinsende Gesicht. Da, richt' das deinem Herrn aus, und wo ich ihn treffe, geht's ihm ebenso, jagte davon ohne Sinn und Verstand, bis ich ans erste Wasser kam, oder die Stute hatte mich hingetragen, denn sie trat an den Rand und fing an zu trinken. Und da kam's über mich, in dem sprindigkalten Wasser meinen Zorn zu fühlen, mich müd' und ruhig zu schwimmen, ehe ich hier wieder unter die neugierigen Gesichter meiner Verwandten trat. Und da zog ich mich aus und schwamm hinaus auf die Tiefe, wie in jenen Zeiten, da ich noch als halbwüchsiges Mädel von Prahlstorff aus fast jeden

Tag nach dem einsamen Waldsee geritten war. Und schon wandte ich mich wieder zum Ufer, da richtet sich neben meinen Kleidern ein Strassknif auf, hebt das Gewehr, und ich soll ihm auf den Posten folgen, um mich auszuweisen, mit welchem Recht ich auf russischen Boden übergetreten wär! In meiner Aufregung hatte ich nicht daran gedacht, mich diesseits der Grenze zu halten."

Die alte Wawerka stöhnte auf: „O Jezusze, panie kochani, dieses Volk wird immer frecher!"

„Und ich war so erschlagen und erschrocken, daß ich auf den See hinaus schwamm und laut um Hilfe schrie. Da fing der Kerl an zu schimpfen, schoß nach mir zweimal, und ich gab mich verloren, denn die Todesangst nahm mir alle Kraft, kaum daß ich mich noch im Wasser halten konnte. Aber da, mit einemmal liegt der Kerl am Boden, ein junger Mann kniet über ihm, schlägt ihn mit der Faust in die Schläfe, ruft mir etwas zu, aber ich verstehe nichts, weiß nur, daß ich gerettet bin. Auch wie ich heraus gekommen bin, weiß ich nicht mehr, weiß nur noch, daß ich wieder im Sattel saß und nach Hause jagte, als wär' noch immer der Tod hinter mir her!" Sie lehnte sich erschöpft zurück, und die alte Wawerka nahm sie zärtlich in den Arm, schmiegte ihre runzlige Wange an ihr weißes Gesicht. „Oi Duszinka moia, mein Seelchen, mein armes, was hast du ausgestanden! Und Gott sei Dank nur, daß ich dich wieder hab! Aber der Kavaliar, der dich gerettet hat — denn sicherlich war es ein Kavaliar — also, was ist aus ihm geworden? Hast du dich nicht bedankt und mit ihm gesprochen?"

„Gesprochen? Oh Gott, Wawerka, ich war ja so besinnungslos vor Angst, daß ich mich nicht einmal mehr an sein Gesicht erinnere! In Hemdsärmeln war er, das ist das Einzige, was ich weiß, aber auch das kann ich nicht ganz genau behaupten, es kann auch ein heller Rock gewesen sein!"

Die alte Wawerka schlug die Hände zusammen. „Boze kochani, hat man schon so etwas erlebt! Läßt sich von einem Kavaliar das Leben retten, spricht kein Wort des Dankes, sondern reitet fort und weiß nicht einmal, wie er aussieht?" Und mißbilligend fügte sie hinzu: „Kindchen, Kindchen, wer weiß, was du da verpaßt hast! Die Karten haben nicht umsonst gesprochen: Reiten ist besser, als zu Hause bleiben!"

Alix Prahlstorff schob die Unterlippe vor. „Na ja, wenn du's so nimmst, dann hast du natürlich recht! Auf die Art und Weise kann man jede deiner Prophezeiungen zum Guten auslegen! Und es bleibt dabei: morgen, mit dem Abendzug wird gefahren. Erst nach Berlin, und dort wollen wir weiter überlegen. Vielleicht, daß wir uns nach Schlesien einladen lassen zu meinem Vetter Siesberg, oder . . ."

Zwei Paar kräftige Knabenäufste hämmerten gegen die Tür. „Tante Alix, Tante Alix, wir müssen dich jetzt haben! Der Arrest ist glücklich abgeessen, und jetzt geht's in die Jagdgesellschaft der Rocky-Mountains. Dazu aber brauchen wir eine Squaw!"

„Ich werd' euch die Wawerka schicken", sagte Alix lachend. „Untersteh dich!" rief Heinz, der ältere der beiden DuesENDORFER Sproßlinge, zurück, und Fredi, der jüngere, fügte hinzu: „Das alte Opossum soll in seinem Wigwam bleiben, wenn ihm sein Skalp lieb ist!"

„Also dann mögen meine weißen Brüder nur vorangehen, ich komme gleich nach!" Und, während die beiden ungebärdigen Jungen die Turmtreppe hinabpolterten, sagte sie lachend zu der alten Wawerka: „Da, hast du's gehört? Vor kaum ein paar Stunden hab ich mit dem Tod gespielt, und jetzt soll ich dasselbe tun, aber mit dem jungen, blühenden Leben?"

Die Alte steckte ihrem Sorgenkind die schweren, rotblonden Flechten auf und sah aus glanzlosen Augen auf ihre Arbeit. „Spielen, mein Seelchen, mein einzigstes? Spiel ist alles, nur wir Menschen sind immer so dumm, daß wir es ernst nehmen. Also spiel, mein Seelchen, spiel! Spiel mit den Menschen, spiel mit den Herzen, tu ihnen weh und quäl sie, nimm die Zeit wahr, denn sie geht rasch vorüber. Da-

nach aber kommt die Nacht. Sieh, auch ich war einmal jung und schön, und die Männer, wenn ich über die Straße ging, reckten den Hals nach mir. Heute aber meiden sie sich ab und sagen ‚Here' hinter mir her, denn meine Augen sind trübe und mein Fleisch ist wels."

Alix Prahlstorff schauerte zusammen, über ihre Schultern war ein Frösteln gelaufen. „Wawerka, rasch, beeil' dich! Hier ist es kalt, ich will wieder ins Freie hinaus!"

„Schön, mein Goldkind, schön! Und wie ist es nun: bleibst du bei deinem Befehl, daß wir morgen fortziehen sollen, wo doch die Karten nicht einmal, sondern zehnmal gesprochen haben: In der Heimat wirst du reicher werden, als du je gewesen bist?"

„Geh, Wawerka, quäl' mich nicht, ich weiß es nicht!"

Die „Rote Prärieblume" — Alix Prahlstorff — stand an den Marterpfahl gebunden, der „Sinkende Hirsch", Häuptling der Siourindianer, dargestellt von dem Kandidaten der Theologie und Hauslehrer Gotthilf Steinmann, bewachte das Opfer, Old Shatterhand aber und sein Freund Winnetou — die beiden DuesENDORFER Sproßlinge — saßen ein paar hundert Schritte davon in ernsthafter Beratung, wie die Schwester Winnetous am besten aus der Gefangenschaft der feigen Hunde von Sioux zu befreien wäre. Das „Caloumet" — eine ausgehöhlte und mit trockenen Kirschblättern gefüllte Kartoffel — war unter heftigem Spucken geraucht worden, und gerade schickte der vom Los erwählte Winnetou sich an, das Siourlager, natürlich unhörbar, zu beschleichen, als eine helle, ans Kommandieren gewöhnte Stimme über die Parkmauer rief: „Tag, Jüngens! Sind Papa und Mama zu Hause?"

Heinz, der ältere, sprang auf und verneigte sich wie ein vollendeter Kavaliar. „Nein, Herr von Sacrow, aber lange wird's nicht mehr dauern. Wenn Sie vielleicht die Liebeshwürdigkeit haben wollen, inzwischen mit unserer Gesellschaft vorlieb zu nehmen?" Der Jüngere aber hob, Schweigen gebietend, die kräftige Hand. „Mein großer weißer Bruder möge seine Stimme dämpfen, denn wir stehen auf feindlichen Jagdgründen. Und wenn diese Coyoten von Sioux auch als blindgeborene junge Hunde auf die Welt kommen — Winnetou der Apsatschhäuptling lacht über sie — so müssen wir doch daran denken, daß vielleicht ein Kundschafter in der Nähe sein könnte!"

„Ach ne," sagte Henner mit scheinbarem Ernst, „dann habe ich wohl die Ehre, mit dem berühmtesten aller roten Krieger zu sprechen?"

„Horogh, so ist es, du sprichst die Wahrheit!"

Henner verneigte sich mit übertriebener Höflichkeit im Sattel. „Winnetou ist der Schrecken seiner Feinde, und seinem Scharfsinn bleibt nichts verborgen. Also kann er mir vielleicht auch sagen, unter wem heut nachmittag die Rappstute seiner Frau Mutter gegangen ist?"

„Die ‚Rote Prärieblume' hat sie geritten, aber jetzt befindet sie sich in der Gefangenschaft der Sioux!" Und Heinz, der ältere, fügte mit einem mitleidigen Seitenblick auf den jüngeren Bruder hinzu: „Er meint nämlich Tante Alix Prahlstorff, Herr von Sacrow. Sie ist seit acht Tagen bei uns auf Besuch!"

Da lachte Henner fröhlich auf: die Fahrt war bestätigt, und in wenigen Minuten hoffte er vor dem verfolgten Wild zu stehen. Den Zügel warf er über einen Ast, und gleich aus dem Sattel schwang er sich über die Mauer. „Also schön, meine Herren Häuptlinge, dann spiele ich mit. Und erst wollen wir uns mal eine Friedensspeiße anstecken" — er hielt den beiden rassistigen Jungen, die ungeniert zugriffen, seine Zigarettdose hin — „dann aber beraten, wie wir dieser Bande von Sioux am besten ans Leder gehen . . .!"

Alix Prahlstorff hatte sich nach ihrer Gefangennahme durch den Häuptling der Siourindianer geduldig an den Marterpfahl binden lassen, einen breiten Eichenstamm, der auf einer kleinen Lichtung mitten in dem weitläufigen DuesENDORFER

Part stand, aber die fröhliche Laune, mit der sie sich auf das wilde Spiel der beiden von Kraft und Übermut strotzenden Jungen eingelassen hatte, war rasch verflogen. Und jetzt langweilte sie sich sträflisch, denn der wilde Indianerhäuptling hatte sich gar rasch in einen schüchternen Theologiekandidaten zurückverwandelt, sah zu ihren Füßen und sprach kein Wort. Vorhin, als seine beiden Jünger noch mitagierten, war er ganz amüsiert gewesen, hatte mit wilder Gebärde sein Schlachtbeil geschwungen und die auf der einsamen Wiese lustwandelnde „Rote Prärieblume“ mit Triumphgeschrei nach seinem Wigwam geführt, um ihr die Alternative zu stellen, seine Squaw zu werden oder am Marterpfahl zu sterben. Und das, so dachte Mir, wäre doch ein sehr netter Anknüpfungspunkt gewesen, ihr ein bißchen den Hof zu machen; mit aller Wahrung des Abstandes natürlich, aber er hätte ja nur seine Rolle weiter zu spielen brauchen, ihr in der pathetischen Sprache der Rothhäute zu beteuern, daß sein wildes Häuptlingsherz vom ersten Augenblick an, da er die „Rote Prärieblume“ gesehen, sich vor Liebe verzehrte, daß sie den grausamen Tod am Marterpfahl sterben müßte, wenn sie nicht einwilligte, seine Squaw zu werden, denn er würde es nicht ertragen, sie an der Seite eines andern zu wissen. Und sie empfand es fast als eine Beleidigung, daß dieser junge Mensch so besangen, oder vielmehr, wenn man's genau besah, gleichgültig neben ihr sah. Sein von einem lecken Schnurrbartchen beschatteter Mund sah gar nicht so aus, als wenn er noch niemals einem jungen Mädchen allerhand verliebte Torheiten in die Ohren gestültert hätte, und die Schmiße auf seiner linken Wange zeigten doch deutlich, daß er auch etwas anderes während seiner Universitätszeit getrieben hatte als nur das Studium der Gottesgelahrtheit. Und war sie denn schon so alt und reizlos geworden mit ihren sechsundzwanzig Jahren, daß man ihr weigerte, was ihr sonst als etwas Selbstverständliches, als ein schuldiger Tribut erschienen war, den die Männerwelt ihrer Schönheit zollte, überall, wo sie sich nur sehen ließ, bewundernde Blicke und huldigende Worte? So alt, daß der eine, zu dem sie heut nachmittag geritten war, es hatte wagen dürfen, sie höhnisch zu beleidigen, und der andere, mit dem sie noch vor wenigen Minuten im Scherz und Spiel Brust an Brust gerungen hatte, jetzt gleichgültig zu ihren Füßen saß, ihren biegsamen Leib hatte umschlingen dürfen, und jetzt vielleicht an eine andere dachte, an irgend ein kleines Mädchen da irgendwo oben in Königsberg, für das er hauslehren ging, um es nach vollendetem Studium als sein Weib in die endlich erarbeitete Pfarre zu führen? Eine böse Neigung hob sich in ihrem Herzen, es doch einmal zu versuchen, ob sie denn wirklich schon so reizlos geworden wäre, daß es nicht mehr reichen sollte, dem jungen Bürschchen da zu ihren Füßen den Kopf zu verdrehen?! Ihn mit allen Künsten so den Sinn zu betören, daß er alles vergaß und hinter sich warf, was bisher den Inhalt seines Lebens ausgemacht hatte?!

Sie machte eine ungeduldige Bewegung, der junge Theologiekandidat sprang auf die Füße. „Pardon, gnädigste Komtesse, habe ich im Eifer des Gefechts die Fesseln vielleicht zu eng zugezogen?“

Mir Brahlstorff sah ihn mit einem herausfordernden Lächeln an. „Nein, nur die ‚Rote Prärieblume‘ findet, daß der ‚Sinkende Hirsch‘ sich wenig Mühe gibt, sie in ihrem Entschluß, den Marterpfahl seinem Wigwam vorzuziehen, schwankend zu machen!“

„O Gott, verzeihen Sie, Komtesse,“ stotterte er verlegen, „ich war im Augenblick mit meinen Gedanken ganz wo anders. Aber, wenn Sie befehlen, natürlich . . .“

Sie schüttelte den Kopf, um eine zudringliche kleine Fliege zu verschrecken. „Nein, ich danke, auch mir ist die Stimmung verflogen, wollen uns lieber ein bißchen vernünftig unterhalten. Soll ich einmal raten, an was Sie eben gedacht haben? Aber ehrlich Ja sagen, bitt' ich mir natürlich aus, wenn ich's getroffen habe!“

„Wie Sie befehlen, gnädigste Komtesse!“

„Also dann“ — sie machte eine kleine Pause und sah ihn aus räthelhaft schimmernden Augen an — „an Ihre Braut!“

Der gute Junge wurde rot bis unter die Haarwurzeln. „Wie . . . woher wissen Sie das, Komtesse?“

Mir Brahlstorff lachte belustigt auf: „Na, es war nicht eben schwer zu erraten. Und jetzt erzählen Sie mir ein bißchen von ihr, Herr Kandidat, es interessiert mich.“

„Wirklich, gnädigste Komtesse?“

„Würde ich Sie sonst darum bitten? Also wie . . . wie lange sind Sie schon verlobt, Herr Kandidat?“ Eigentlich hatte sie etwas anderes fragen wollen, nämlich wie er in seinen jungen Jahren dazu gekommen wäre, sich schon für alle Zeiten zu binden; aber in dem offenen Gesicht hatte etwas gestanden, was sie warnte, sich eine unbedachte Blöße zu geben, deren sie sich hinterher vielleicht hätte schämen müssen . . .

„Wie lange?“ sagte er nämlich, und in seine Augen trat ein glückseliges Leuchten. . . . „Na, was man so richtig verlobt nennt, erst seit ein paar Tagen, denn vorgestern erst ist meine Prüfungszeit um gewesen, und sie hat nun geschrieben, jetzt wollte sie endlich meine Braut werden. Nämlich, Sie müssen wissen, gnädigste Komtesse,“ fuhr er eifrig fort und offenbar froh, für sein junges Glück eine ehrliche Teilnahme zu finden, „auf der Universität war ich so gut wie verlumpt und verbummelt, hatte zu saufen und raufen angefangen. Zuerst, weil ich das mir aufgedrungene Theologiestudium haßte, dann aber, weil ich zu einem ordentlichen und anständigen Lebenswandel keine Lust mehr, noch Kraft hatte. Da lernte ich mein Mädchen kennen, merkte sofort, daß ich ihr gefiel, und gedachte wieder 'mal ein leichtes Abenteuer zu erleben, denn sie war aus einem Stand, wo unserens als Student — entschuldigen Sie, gnädigste Komtesse, daß ich so rückhaltlos spreche — sich nicht allzu viel Strupel macht. . . . Weißzeugnäherin war sie in einem Geschäft auf der Junkerstraße. Also ich dachte, nicht viel Federlesens zu machen, pouffierte in der üblichen Weise, aber, hallo! es gab einen Widerstand. Sagt das Mädchen doch und blickt mich aus seinen blauen Augen an: ‚Ich kenn' Sie schon lange, Herr Steinmann, Sie gefallen mir auch ganz gut, aber mit einem so ausgemachten Saufaus und Raufbold verkehr' ich nicht. Wenn Sie ein anständiger Mensch geworden sind, dann können Sie 'mal wieder anfragen. . . .‘ Na, erst lachte ich natürlich darüber, dann stieß es mich ein bißchen, und schließlich fing ich ganz ernsthaft an nachzudenken. . . . Aber nicht, daß ich mich gleich umgekrempeelt hätte wie'n Handschuh, im Gegenteile, eine ganze Weile lang trieb ich's nur um so toller; nur, wenn ich dem Mädchen auf dem Couleurbummel in der Junkerstraße begegnete, und es sah mich aus seinen blauen Augen an, so halb mitleidig, halb verächtlich, dann schämte ich mich ein bißchen. Also da wurde es mir zu dumm, ich zog meinen Bratenrock an und suchte das Mädchen in seinem Haus auf an einem Sonntagvormittag, weit draußen auf dem Zachheim. Da wohnte sie mit ihrer alten Mutter und einer lahmen, kränklichen Schwester in einem Häuschen, das von außen wie ein Bettler, von innen aber wie ein rechtes, sauberes und tugendhaftes Frauenzimmerchen aussah, ich aber kam mir mit meinen unlauteren Gedanken vor wie so ein rechter Urian. Na, ich will Sie nicht langweilen, gnädigste Komtesse, in diesen Häuschen bin ich allmählich wieder ein anständiger Mensch geworden. Erst hab ich mich mit unserm lieben Herrgott vertragen, der immer noch viel klüger ist, als die dummen Kerle, die ihn leugnen, auch nur ahnen, dann fing ich an zu arbeiten, machte mein erstes Examen, immer meinen widerpenstigen, lieben, kleinen Kerl als Ziel vor Augen. Als ich aber ganz geschwollen vor Stolz und Selbstherrlichkeit vor ihn hintrat, da gab's eine gewaltige Enttäuschung. Diese kurze Zeit, Herr Steinmann, soll mir eine Gewähr sein für ein ganzes, langes Leben? Jetzt fängt Ihre eigentliche Prüfungszeit überhaupt erst an. Erstens, ob das Leben eines anständigen Menschen Ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß Sie gar nicht mehr anders leben können, und zweitens, ob Sie mich so lieb haben, daß Sie mich in zwei Jahren nicht vergessen. Wenn Sie, Herr Kandidat, nach dieser Zeit immer noch gewonnen sind, die



In Kriegszeiten.  
Gemälde von C. Sailer.

eln.  
nicht  
chen  
wie  
atte  
inen  
iten  
den,  
eren  
trat  
ver-  
t ist  
ben,  
Sie  
und  
hme  
mpt  
gen.  
chte,  
igen  
rnte  
und  
enn  
slos  
eug-  
lljo  
der  
Eagt  
an:  
llen  
aus  
iger  
an-  
ann  
enst-  
leich  
anze  
dem  
rete,  
mit-  
hen.  
arock  
nem  
Da  
anf-  
ein  
end-  
inen  
ich  
esem  
msch  
ver-  
erle,  
zu  
der-  
ich  
ihn  
urze  
zges,  
ber-  
chen  
mehr  
ben,  
Sie,  
die

arme Weißzeugnäherin und Lehrerstochter vom unteren Sachheim zur Frau Pastorin zu machen, dann werd' ich vielleicht nicht Nein sagen.' Na, und vorgestern waren diese zwei Jahre herum, sie hat Ja gesagt, und sehen Sie, gnädigste Komtesse, nun bin ich so glücklich, daß mir im Herzen lauter kleine Vögel zwitschern. Gar nicht zu lassen weiß ich mich vor Glück, und wenn ich den alten Adam nicht ganz und gar ausgezogen hätte, würde ich sagen, ich müßte mich unbedingt einmal daraufhin gründlich bekneipen. Aber das geht nicht, mein kleiner Polizeiwachmeister würde mir einen zu großen Krach machen! . . . Und nun, nachdem ich Ihnen so offen mein Herz ausgeschüttet habe, werden Sie mir vielleicht verzeihen, gnädigste Komtesse, wenn ich vorhin, beim Spiel, nicht so ganz bei der Sache war."

Alix Brahlstorff hatte die böse Absicht, mit der sie das Gespräch begonnen, ganz und gar vergessen, in ihre dunkeln Augen war ein feuchter Schimmer getreten. „Ihre Braut ist wohl sehr hübsch, Herr Kandidat?"

„Ach Gott, gnädigste Komtesse . . . so nach den landläufigen Begriffen vielleicht nicht, aber für mich ist sie die Schönste! Wenn ich an sie denke, wird's mir immer ganz hell in der Brust, und ich weiß nur das eine, daß ich um sie noch viel, viel schwerere Prüfungen bestanden hätte!" Und er sah mit einem glücklichen Lächeln zu dem blauen Stück Himmel empor, das sich über die Lichtung spannte, als suchte seine Augen dort zwischen den im Abendsonnenstrahl rosig aufleuchtenden Federwölkchen das Bild eines tapferen kleinen Mädels, das seinem verlotterten Leben neue Richtung gegeben hatte.

Alix wollte irgend etwas erwidern, ein Wort des Dankes, daß er ihr so rüchhaltlos sein Vertrauen geschenkt hatte, aber sie fühlte, daß ihr die Tränen kamen. Allerhand unklare Gefühle rangen in ihrer Brust, bitterer Neid auf diese kleine Kandidatenbraut, die es verstanden hatte, die ganze Seele eines Mannes so mit ihrem Bild auszufüllen, daß daneben für nichts anderes Platz war, zorniger Haß gegen sich selbst und die eigene, nur von glatten und banalen Empfindungen geklebte Vergangenheit, immer erst die Fragen „was hat er?" und „was kann er dir bieten?" ehe man sich kaltherzig entschloß, so etwas wie Liebe zu heucheln. . . Aber auch vorher, als hinter ihrer Schönheit noch der Glanz des gewaltigen Besitzes stand, eine gähnende Leere, aus der sich kaum eine flüchtige Erinnerung hob, rauschende Feste und tändelnder Flirt . . . Ein paar vielleicht unter den zahllosen Werbern, die es ernsthaft meinten, sie selbst aber so maßlos hoffärtig, daß sie alle verachte, immer dabei aber auf dem Grunde der Seele die Sehnsucht nach jenem starken Gefühl, das jeden Stolz und alles Denken auslöschte, nach der heißen Leidenschaft, die in Not und Verderben führte, oder jener demütigen, den ganzen Menschen heiligenden Liebe, die über Sorgen und Entbehrungen dahinschritt wie über eine blumige Wiese, an deren jenseitigem Rand die Seligkeit winkte . . . Und heute schrie ihr Herz lauter denn je . . .

Am Rand der Lichtung tauchten ihre beiden kleinen „Befreier" auf. Heinz und Fredi schwangen die mit bunten Fahnenfedern geschmückten Lanzen über den Köpfen und ergingen sich in herausfordernden Schmäreden gegen die feigen Hunde von Sioux, die es zwar verstanden, wehrlose Mädchen aus dem Hinterhalt zu entführen, aber sich natürlich scheuten, solchen Helden wie Winnetou und Old Shatterhand im offenen Kampf zu begegnen. Der Theologiekandidat wandte sich lachend um. „Die Note 'Prärieblume' wird mit mir zufrieden sein", griff nach seinem „Tomahawk", einem verdorrten, vorjährigen Kohlstrunk, und eilte mit übermütigen Galoppsprüngen seinen Gegnern entgegen. Und Alix stimmte in seinen lauten Schlachtruf ein: „Auf ihn und drauf ihn, Winnetou und Old Shatterhand, denn denkt euch nur, dieses Scheusal von Rothhaut hat mich bloß aus Übermut geraubt, hat schon längst eine Squaw in seinem Wigwam!" Die sentimentalen Regungen waren in dem Augenblick, da wieder das lustige Spiel begann, verslogen. Wozu sich heute mit finstern Gedanken plagen — morgen ging's ja fort von hier, in die weite Welt hinaus,

und irgendwo mußte doch auch ihr einmal das Glück begegnen. Da erklang hinter ihr eine helle Stimme, die sie schon einmal am Spätmittag gehört hatte, nur in einer ernsthafteren Situation, sprach genau die gleichen Worte, wie damals: „Wenn ich jetzt höflichst bitten darf, meine Gnädigste?" Ihre Fesseln lösten sich, sie fuhr herum, und vor ihr stand ein schlank gewachsener Offizier in etwas strapazierter grüner Jägeruniform, verneigte sich mit zusammengeklappten Händen und sah sie aus übermütigen blauen Augen an, ein fröhliches Lachen in dem sonnengebräunten Gesicht.

Alix Brahlstorff war durch das unvermutete Zusammentreffen so überrascht, daß sie im ersten Augenblick nichts anderes zu sagen wußte, als: „Was . . . was soll das alles bedeuten?"

Der Offizier verneigte sich von neuem. „Ein wohl gelungenes strategisches Manöver, gnädigste Komtesse, auf Grund dessen ich meine Bergezung in den Generalstab beantragen werde, denn, wie Sie sehen, hat sich der Feind durch die Demonstration in seiner Front zu einem übereilten Vorstoß verleiten lassen!"

Alix versuchte sich zu verbessern, geriet aber nur immer mehr in Verwirrung. . . . „Ach Gott, das meine ich natürlich nicht, sondern, wie kommen Sie hierher?"

„Aus Maldeinen, gnädigste Komtesse, mit einem kleinen Umweg über den Sdrinsnosee. Und eigentlich war ich schon halbwegs wieder zu Hause, aber eine Ahnung sagte mir, daß ich heute noch einmal Gelegenheit finden würde, Ihnen gegen allerhand wilde Völkerschaften beizustehen . . .!" Da wurde sie ärgerlich, daß sie sich hier von dem fremden Offizier wie ein Packfisch hatte in Verlegenheit bringen lassen, und machte ein ganz förmliches Gesicht. „Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Leutnant, und Sie erinnern mich daran, daß ich's bisher verabsäumt habe, mich bei Ihnen, wie es wohl meine Pflicht gewesen wäre, zu bedanken!" Er aber verneigte sich mit übertriebener Höflichkeit, den Schalk in den blauen Augen . . .

„Keine Ursache, gnädigste Komtesse, Sie rufen mir eine viel schwerere Unterlassungssünde ins Gedächtnis zurück, aber Sie werden vielleicht ein wenig Nachsicht üben, wenn Sie gütigst erwägen, daß ich durch die animierte Unterhaltung mit Ihrem russischen Freund etwas in Anspruch genommen war. Also gestatten Sie, daß ich das Versäumte nachhole: Henner von Sacrow, Oberleutnant im Jägerbataillon Gneisenau, augenblicklich Ehrenhauptling und Blutsbruder der Apatshen. Und ich lege mich der ‚Noten Prärieblume' zu Füßen, aber wenn sie das nächste Mal wieder im Sdrinsnosee baden will, bitte ich um vorherige Benachrichtigung, ich lasse dann an der russischen Grenze eine Kompanie Gneisenaujäger auschwärmen!"

„Ich wollte ja gar nicht" . . . Alix Brahlstorff wurde rot und verbesserte sich rasch: „das heißt nämlich als Kind habe ich in dem kleinen Waldsee Hunderte von Malen gebadet, ohne je von einem menschlichen Wesen gestört worden zu sein. Und heute nachmittag hatte ich einen langen Ritt hinter mir, der allerhand alte Erinnerungen weckte . . . ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, Herr von Sacrow, daß mein verstorbener Papa hier in der Gegend ansässig war . . . und als ich den vertrauten Seespiegel zwischen den Bäumen schimmern sah, da vergaß ich, daß ich inzwischen doch eine leidlich erwachsene junge Dame geworden war, für die sich solche Wasserpforten eigentlich wohl nicht mehr recht schiden . . ." Sie brach plötzlich ab, denn es überkam sie mit einem Male ein unerklärlicher Ekel, unter den blauen Augen da drüben, die sie so harmlos vertrauend anlachten, weiter zu lügen. Und in vollkommener Verwirrung schloß sie: „Jedenfalls danke ich Ihnen herzlich, Herr von Sacrow, und wenn ich noch einmal an Ihre Ritterlichkeit appellieren dürfte . . . meine Cousine Fanny Duesendorp hat von meinem Abenteuer keine Ahnung, und ich möchte nicht gern . . . also man wird dann immer so schrecklich viel gefragt . . ."

„Aber natürlich, selbstverständlich, gnädigste Komtesse!" Er griff an seinen Mützenkamm und umfing sie mit einem heißen Blick; in ihrer Verwirrung, die er für echt mädchenhafte Verlegenheit nahm, erschien sie ihm wie die leibhaftige Verkörperung

zung aller auf Erden überhaupt nur vorhandenen Schönheit und Goldseligkeit. Da hob sie die dunkeln Wimpern, um ihm mit einem stummen Blick zu danken, senkte sie aber sogleich wieder, denn aus den blauen Augen da drüben war es ihr wie eine heiße Flamme entgegengeschlagen. Und die Flamme sprang zu ihr über . . . erst war es, als wenn ein seltsames Wohlgefühl ihr durch alle Nerven rieselte . . . dann wurde ihr das Herz ganz groß und weit in der Brust, und schließlich war in ihrer Seele ein einziges Frohlocken und Jubilieren . . . jetzt war es endlich gekommen, das Glück, auf das sie so lange gewartet hatte, die Prophezeiung eingetroffen, die sie nach der alten Heimat zurückgeführt hatte: sie war reicher geworden, als sie je gewesen war . . .

Das Spiel war zu Ende, die beiden Duesfendorfer Sprößlinge hatten ihren Hauslehrer, der ihnen in der Freizeit ein zu allen Streichen aufgelegter Spielgefährte, in den Schulstunden aber ein strenger Zuchtmeister war, im Triumph als Gefangenen eingebracht, und man schritt paarweise dem Schloß zu, denn von der Parkveranda her rief der Gong mit laut hallenden Schlägen zum Nachtessen. Fredi, der jüngere, hatte sich in Alirens Arm gehängt und stiefelte wacker mit, plötzlich aber blieb er stehen und sagte verwundert: „Tante Alir, was ist denn mit dir los? Wieso bist du denn auf einmal so hübsch geworden?“

„Närrischer Junge,“ sagte sie und bog sich zu ihm hinunter, denn sie fühlte deutlich, daß sich ihr eine dunkle Purburwelle über Hals und Nacken ergoß, „bin ich denn früher häßlich gewesen?“

„Ne, das nich, nur, du siehst so . . . na also, so anders aus. So, als wenn dir irgend was Feines passiert wär!“ Da sagte sie: „Vielleicht, mein Junge“, und hob lächelnd den stolzen Kopf. Ein paar blaue Augen sahen sie werbend an, und da wiederholte sie leise: „Vielleicht . . .“

Und spät abends, als sie sich in dem schmalen Fremdenbett ausstreckte — die Wamerka strich ihr wie immer die Decke glatt und machte das Zeichen des Kreuzes über ihr — schlang sie den Arm um den Hals der Alten und raunte an ihrem Ohr:

„Laß das Packerl, Mütterchen, wir bleiben noch eine Weile hier . . .“

Die Alte nickte und sah aus trüben Augen in die flackernde Kerze, die zu Häupten des Bettes brannte. „Ich hab's gewußt, als ich euch vom Park her kommen sah, aber glaub mir, dieser ist's nicht, um den wir in die Heimat gekommen sind!“

Alir lachte laut und fröhlich auf. „Geh, geh, Alte, und was weißt du denn, wie's bei mir da drinnen aussieht? Und wie hat der junge Gottesmann gesagt? „Ich bin so glücklich, daß mir im Herzen lauter kleine Vögel zwitschern, gar nicht zu lassen weiß ich mich vor lauter Glück! Und jetzt geh schlafen, Wamerka, ich hab viel was Wichtigeres vor, ich will von einem Paar blauer Augen träumen und einem lieben Bursch, der jetzt an mich denkt, während er durch den stillen Wald nach Hause reitet . . . Und sieh, Wamerka, so lieb hab ich ihn, daß ich ihm schon heute ohne Besinnen gefolgt wäre, wenn er mich gefragt hätte: Kommst du mit? Arm ist er wie eine Kirchenmaus — meine Cousine Fanny glaubte mich wohl damit zu ärgern, als sie es mir beim Gutenachtfragen mit auf den Weg gab; aber ich lachte nur dazu, und dir sage ich jetzt: deine Karten haben zum erstenmal die Wahrheit gesprochen, denn er hat mich reicher gemacht, als ich je gewesen bin. Zerfchlagen und gebemüht lag ich am Boden, er hat mich aufgerichtet, und ich soll es ihm nicht danken? Ihn nicht glücklich machen, den ich liebe? Was wissen denn alle die, die mir im Leben begegnet sind, wie viel Glück ich auszuteilen habe, wenn ich liebe! . . .“ Sie lehnte sich in die Kissen zurück und schloß mit einem seligen Lächeln die Augen . . .

Die Alte löschte das Licht aus, strich ihr zum Gutenachtgruß leise über das volle Haar. Und während sie über den dunkeln Korridor nach ihrer Kammer schritt, betete sie inbrünstig, die ebenedeite Mutter Gottes möge ihr Sorgenkind von diesem Fieber befreien, das so plötzlich aufgetreten war, denn hinter diesem Fieber stand irgendwo der Tod . . .

Als sie das stolze Paar vom Park herkommen sah, war sie an die Lindenhecke getreten, hatte mit scharfem Messer drei kurze Zweige geschnitten und warf sie dreimal hinter sich mit dem uralten Zauberspruch, der das Tor der Zukunft öffnet: „Ihr, die ihr von der Erde seid und zum Himmel geht, gebt an, was das Ende sein wird! . . . Auseinandergehen, Hochzeit oder Begräbnis?“ . . . Und dreimal hatten zwei der geworfenen Stäbe das Totenkreuz gebildet, nur es war nicht deutlich zu erkennen gewesen, nach welcher Seite es stand, zu ihm oder zu ihr — (Fortsetzung folgt.)

## Heinrich Laube und das Wiener Burgtheater.

Von Anton Bettelheim.



in Kaiserwort hat die beste deutsche Bühne ins Leben gerufen; im Jahre 1776 ließ Joseph II. den deutschen Schauspielern durch seinen Obersthofmeister, Fürsten Khevenhiller, eröffnen, daß er das Theater nächst der Burg zum Hof- und Nationaltheater erhebe und daß fortan nichts als gute regelmäßige Originale und wohlgeratene Übersetzungen aus andern Sprachen darin aufgeführt werden sollten. Veredlung der Sitten und Verbreitung des guten

Geschmacks sollte der Fahnenspruch der neuen Hofschauspieler sein. Lessing, der erste Kenner des damaligen Bühnengewesens, wurde vom Sendboten Josephs II. zu Rate gezogen in belangreichen dramaturgischen Fragen, Schröder, der berühmteste Theaterleiter und größte Darsteller jener Tage, vom Kaiser selbst zu folgenreichen Gastspielen nach Wien eingeladen. Was in der Macht des Kaisers stand, sich als Schirmherr der

auffretenden deutschen dramatischen Kunst zu bewähren, geschah. Die Wiener wollten anfangs Tierbehen, welsche Komödien und die Hanswurstiaden der Stegreiffspieler nicht im Stich lassen. Das Burgtheater hatte daher zunächst wenig Zulauf. Allein leere Häuser beirren den zielsicheren Herrscher nicht; mit dem Zuruf: „Nur so zu, sie werden schon kommen“, beschwichtigte er die Zaghaften, befeuerte er die Tapferen. Und als er vorzeitig starb, ging seine Saat trotz Wind und Wetter während der Revolutions- und Napoleonischen Kriege nicht zugrunde. Unter Kaiser Franz war es insbesondere Schreyvogel, der in der bescheidenen Stellung eines „Theatersekretärs“ die Pläne Josephs II. fest im Auge behielt. Schreyvogel war in Weimar und Jena mit Wieland, Schiller und Goethe persönlich zusammengetroffen; er war selbst ein Mann von bedeutender Bildung und großem Spürsinn für das Lebensfähige; zudem vom Glück begünstigt in der Wahl neuer Dichter und Schauspieler. Schreyvogels Blick entdeckte den jungen Grillparzer und den Anfänger Bauernfeld; Schreyvogels Hand stellte die Größen des vor-märzlichen Burgtheaters, allen voran Anshütz und La Roche, an die rechte Stelle. Soweit es die Engherzigkeit des Metternichschen Systems nur irgend zuließ, bahnte er den gewaltigsten

Dramen der Weltliteratur, Goethe, Shakespeare, Lessing, Schiller, Spaniern und Franzosen, den Weg zum Burgtheater. Schnöder Undank entfernte Schreyvogel aus seinem Amt, das er sozusagen als Statthalter Lessings verwaltet hatte. Unfähige und träge Nachfolger, Deinhardstein und Holbein, beugten sich willenlos den Launen ihrer höfischen Vorgesetzten, dem Machtpruch einer tyrannischen, gedankenmörderischen Zensur; ihr von allen Mäusen verlassenes Regiment war gleichwohl nicht imstande, in einem Menschenalter niederzureißen, was Schreyvogel in wenigen Jahren aufgebaut hatte: die unzerstörbare Grundlage eines wohlhabendsten Zusammenspiels. Auf Schreyvogels Spurschritt Heinrich Laube fort, als er 1849 zum artistischen Direktor des Burgtheaters ernannt wurde. Derselbe Mann, der in den dreißiger Jahren als Burschenschaftler und Führer des Jungen Deutschlands vom Bundestag gebannt, von Preußen in der Berliner Hausvogtei neun Monate in Untersuchungshaft gehalten, endlich zu anderthalb Jahren Festung verurteilt worden war, kaiserlicher Hofbeamter! Hofbeamter in einer Vertrauensstellung und einer Machtfülle, die kaum zurücksteht hinter Rang und Einfluß des Ministers für Kultus und Unterricht. Ein so grundstürzender Wandel der Dinge wäre ohne das Jahr 1848 nicht denkbar gewesen. Allein selbst dieser ungeheure Umschwung hätte den verurteilten Preußen und Kezer nun und nimmer zum Leiter des Burgtheaters gemacht, wenn nicht die Mutter des jungen Kaisers Franz Joseph, Erzherzogin Sophie, seine Fürsprecherin geworden wäre. Laube kannte Wien und das Burgtheater schon von früheren Besuchen her. Eng befreundet war er seit langen mit den berühmten Hofschauspielerinnen Amalie Haizinger und Luise Neumann, für die er die Generalin Nieger und die Laura seiner „Karlschüler“ geschrieben hatte. Vor der Märzrevolution blieb jeder Versuch dieser Damen, Laubes Schillerstück im Burgtheater durchzusetzen, vergeblich. Als die Frühlingsstürme des Tollen Jahres endlich die „Karlschüler“ burgfähig machten, bewunderten sie Laube auf den Proben als geborenen Theaterfeldherrn dermaßen, daß sie dem damaligen Oberstkämmerer, dem Grafen Dietrichstein, nicht genug vorschwärmten konnten von diesem Ideal eines Dramaturgen. Der Graf gab ungemein viel auf den Rat dieser Sachverständigen, und Laube sah, scheinbar achtlos, dieser Vorbereitung seiner Kandidatur seelenvergnügt zu. Die erste Aufführung der „Karlschüler“, der auch der Hof bewohnte, brachte nun im Burgtheater bisher ungehörte, demonstrative Stürme; jede Freiheitsrede wurde mit tosendem Beifall begleitet, und nach der großen Szene zwischen dem Herzog und Schiller wollten die Enthusiasten durchweg den Darsteller des Schiller, Fichtner, herausjubeln. Nun besteht im Burgtheater aber ein altes, weises Hausgesetz, das den Hofschauspielern das Hervortreten nach dem Aktluß untersagt: Lob und Beifall soll nicht vom Drama und Zusammenspiel auf Einzelleistungen abgelenkt werden. An jenem großen Abend rasten die Zuhörer aber so ungestüm, daß alle Leute hinter den Kulissen den Kopf verloren und Fichtner zum Bruch des Hausgesetzes, zur persönlichen Dankagung veranlassen wollten. Nur Laube behielt ruhig Blut. Er ließ aufziehen und dankte dem Publikum im Namen des Darstellers. Sein Ausweg war der einzig richtige. Die Zuschauer verstanden den Autor. Und — in der Hofloge gewann sich Laube durch sein entschlossenes Vorgehen das Vertrauen der Erzherzogin Sophie, die bei den folgenden, über Jahr und Tag sich hinziehenden Verhandlungen zu guter Letzt den Ausschlag für Laube



Heinrich Laube.

gab; sie hatte mit guter Bitterung, in dem vermeintlichen Rebellen einen Mann der Ordnung erkannt. Als Abgeordneter in der Paulskirche und mehr noch in seinem unmittelbar vor seiner Ernennung zum Direktor des Burgtheaters vollendeten Meisterbuch „Das deutsche Parlament“ zeigte Laube die gleiche Haltung und Besonnenheit. Als neuer Herrscher im Bühnenreich offenbarte er ebenfalls die Fähigkeiten, Ordnung zu machen und strenge Zucht zu halten. Vor allem beehrte und erreichte er auch, dank dem Eingreifen der Erzherzogin und der energisch als Gewährsmänner beigezogenen nächsten Ratgeber des Kaisers, Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg und Generaladjutant Graf Grümme, wesentliche Vollmachten. Mit eiserner Ausdauer und erstauulicher Tatkraft ging der Neuling nun ans Werk. Was Laube in den 18 Jahren seiner Direktionsführung zuwege gebracht hat, ist am lehrreichsten in dem „großen Soufflierbuch aller Burgtheaterforscher“, wie die Biographin von Amalie Haizinger sein klassisches Buch „Das Burgtheater“ schalkhaft genannt hat, und in seinen gehaltvollen „Erinnerungen“ zu lesen. Schaffen war seine Lösung. Herbeischaffen

alter und neuer brauchbarer Stücke, Herbeischaffen alter und neuer Schauspielkünstler, Herbeischaffen alter und neuer urteilsfähiger Zuschauer. An Widersachern und Schwierigkeiten fehlte es bei keiner dieser drei Aufgaben. Bei der Bildung des Repertoires hatte er unausgesetzt mit dem Widerspruch seiner Vorgesetzten, mit der Rücksicht auf die „Komteßen“ in den abonnierten Logen, mit der Torheit und Bosheit der Zensur zu kämpfen. Bei einer Neuzemierung von „Wallensteins Lager“ wurde Laube einmal — der Kapuziner gestrichen; das war ihm zu bunt, und da er nirgends Rat oder Beistand fand, nahm er resolut Audienz beim Kaiser Franz Joseph, der lachend das Verbot beseitigte. Wo solche Widerstände gegen Klassiker möglich waren, mag man denken, wie schwer es war, Lebende ungefährdet durchzusetzen. Unverdroffen hat Laube Monat um Monat und Jahr um Jahr die Sache der rechten Dramatiker zu der seinigen gemacht und

unvergängliche Verdienste um die Wiedereinbürgerung von Grillparzer, um die Neueinführung von Otto Ludwig und Gustav Freytag sich errungen. Für Heibel hatte er wenig übrig, dennoch sorgte er, nachdem er „Die Nibelungen“ 1. Teil angenommen, mit großer Sorgfalt für ihre würdige Darstellung. Über Nektar und Ambrosia vergaß er die Hausmannskost oder, wie er scherzhaft sagte, sogar das Theaterkommisßbrot nicht, immer das Ziel vor Augen, im Gegensatz zu der nur Franzosen pflegenden Comédie Française die dramatische Weltliteratur in ihren Hauptschöpfungen dem Burgtheater zu sichern.

Nicht minder rühlig, als um die Mehrung des Repertoires, war Laube auf die Ergänzung seiner Truppen bedacht. „Es gibt keine Talente mehr!“ rief alle Welt, als ich eintrat. Allmählich aber gehörten zum Burgtheater folgende Mitglieder, die von aller Welt Talente genannt wurden: Josef Wagner, Dawson, Meißner, Gabillon, Lewinsky, Baumeister, Lufberger, Kraftel, Sonnenthal, Förster, Hartmann, Schöne (männlichen Geschlechts); Gabillon, Seebach, Bofler, Gofmann, Baudius, Schneeberger, später Frau Hartmann, Wolter (weiblichen Geschlechts). Jeder dieser Namen bedeutet einen Sieg deutscher Schauspielkunst. Fast jeder aber auch einen Erfolg von Laubes Fingers Glück und Schulung. Die meisten „Neuen“ hat Laube aus der Verborgenheit nach Wien gebracht. Viele gegen den Einspruch seines Chefs, den Spott der Kritik und das Widerstreben des Publikums, das von älteren Lieblingen nicht lassen will, durch-



gesetzt. Nimmermüde hat er mit jedem einzelnen jede wichtige Rolle, mit der Gesamtheit jedes Stück durchprobiert: selbst ein Sprecher erster Güte, fähig und geneigt, jede Szene und den Bau jedes Dramas bis ins kleinste dem Fassungsvermögen seiner Leute nahezubringen. Trotz seines schnarrenden Organs und seiner Backkrenniene war Laube aller Töne mächtig, ein Meister der zartesten Wandlungen des Mienenspiels. Er riß beim Vortrag tragischer Rollen und schmelzender Liebesjzenen, in Zornesausbrüchen und Possenzenen alle — selbst seine persönlichen Gegner — widerstandslos mit sich fort. Sein Feuer flammte in seinen Nothelfern auf. Sein berühmtes Lofungswort „Vorwärts!“ beflügelte die Müden und Lauen. Nicht ohne Grund ist ihm der Ehrenname „Marshall Vorwärts“ des deutschen Theaters“ beigelegt worden.

Schneidig und siegesgewiß wie der alte Blücher, konnte Laube nicht weniger rauh und derb sein als der Fürst von Wahlstatt. Das hat er, der seine großen Gaben nicht verschweigt, ehrlich zugegeben. Er bekannte gelegentlich in Briefen an Gräfin Luise Neumann-Schönfeld, daß ein Despot in ihm stecke. Er gesteht in seinen „Erinnerungen“ unumwunden ein, daß er gallig, daß er kein Engel sei. Und es ist kein Zweifel, daß Laube sich außer den Feinden, die jeder Machthaber sich unvermeidlicherweise durch Reinsagen, Zuwendung von Begünstigungen, Förderung von Nebenbuhlern machen muß, unbedacht und trotzig gar manche überflüssige Gehässigkeiten zugezogen hat. Nach achtzehnjährigem, fast unumschränktem Regiment Laubes gelang es seinen verbündeten, aus den verschiedensten Lagern kommenden Gegnern, ihn zu Fall zu bringen. Diese Vorgeschichte seines Sturzes ist in ihren Einzelheiten lange nicht so bekannt wie die Vorgeschichte seiner Berufung. Eine neue Zwischenfelle, die Intendantin, an deren Spitze Friedrich Halm (Baron Münch-Bellinghausen) trat, gedachte Laubes Vollmachten einzuschränken. Sizköpfig und übereilt, nach der Ansicht der Fernstehenden, seiner Sache und Aufgabe treu, wie Laube selbst sagt, stellte er die Kabinettsfrage und — fiel. Fiel, fast ebenso ungnädig verabschiedet wie seinerzeit Schreyvogel: es verdient jedenfalls geschichtlich festgehalten zu werden,



Laube-Medaille  
von J. Lautenbach.

daß genau so, wie „man“ Schreyvogel nicht mehr gestattete, seinen Regenschirm aus der Kanzlei zu holen, „man“ Laube zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Wiener Burgtheaters weder einen Freisitz, noch eine Einladung zuschickte. „Für achtzehnjährigen Dienst wurde mir“ — so meldet er wortfarg in seinen „Erinnerungen“ — „eine Pensionssumme angewiesen, gerade so groß wie für meinen Nachfolger, der nach anderthalbjährigem Dienst entlassen ward.“

Es war Laube nicht gegeben, solche Unbill schweigend hinabzuschlucken. Er hat als Kritiker des Burgtheaters — wie er späterhin gleichfalls selbst zugab — mehr als einmal überheißig und gereizt geurteilt. Er hat überdies in den siebziger Jahren eine Truibühne, das Wiener Stadttheater, gegründet, deren bedeutendste Kräfte (Robert, Neufache, Tyrolt, Kathi Frank, Katharina Schrott, Luise Schönfeld) allerdings mit ihren erfolgreichsten Neuigkeiten in das Burgtheater übergangen, so daß selbst Laubes Heereszug gegen die Hofbühne zum Heil für sie ausschlug. Am Ende seiner Tage sah er selbst ein, daß dem Burgtheater nicht beizukommen sei. Just weil das segensvolle Wirken

von Meisterdramaturgen wie Schreyvogel und Laube Geschlechter überdauert. Mit den zu Generalen emporgestiegenen Rekruten der Laubetruppe (Sommenthal, Lewinsky, Gabillions, Wolter, Hartmanns usw.) haben zehn, zwanzig und dreißig Jahre hernach Dingelstedt, Wilbrandt, Burckhard und Schlenker die größten Burgtheaterschlachten geschlagen. Und das Burgtheater hat bei der Eröffnung des neuen Hauses altes Unrecht wieder gutzumachen gesucht und Laube eine lebensgroße Bildsäule im Foyer gewidmet.

Dem Wiener Volk aber, dem das Burgtheater als Wahrzeichen der Vaterstadt so lieb und vertraut ist wie Kahlenberg und Stephansturm, hat sich Heinrich Laube dauernd ins Herz geschrieben als einen seiner größten Erzieher zum rechten Genuß rechter Kunst. Und da Kronprinz Rudolf das Burgtheater einmal die beste Universität der Wiener genannt haben soll, gebührt Heinrich Laube der Ehrenname als Rector magnificentissimus dieser nunmehr schon in das zweite Jahrhundert gehenden Bildungsstätte, deren Gleiches nicht leicht zu finden sein wird.

## Meine Kasemattenhaft in Rastatt.

Von Karl Blind.

III.

**W**as Nahrung betrifft, so gab es davon nicht viel; doch das schadete in so unbedingter Abgeschlossenheit und bei dem Mangel aller Bewegung keineswegs. Nur zweimal in der Woche wurde ein Stückchen ausgekochtes Suppenfleisch zu dem Gemüse gereicht. Das Brot war grobes Kornmischbrot, wie es damals üblich war, in dem die Zähne oft auf etwas knirschten, das sich wie Sand anföhlte. Weder Gabel noch Messer war erlaubt; nur ein Löffel. Ich hatte das zähe Fleisch mit den Händen zu zerreißen.

Meine Fußnägel wuchsen in das Fleisch der Zehen; aber keine Schere wurde dafür gestattet. Die Fingernägel hatte ich abzubeißen. Haupt- und Barthaare fielen leicht ab, sobald ich mit der Hand durch sie strich. Selbst als das Haar die Schultern erreicht hatte, wurde es nicht geschnitten.

Holz für die Ofenheizung wurde nur in dürftigstem Maß gegeben. Bitter empfand ich die Kälte in dem sehr harten Winter. Infolge der Zugigkeit am Fenster, unter dem das Bett stand, bildete sich auf dem Kopf eine nervöse Reizung aus, als kröchen Ameisen in geschlängelten Windungen über

das Gehirn. Da die Zelle, kurz bevor ich als Inzasse hineinkam, stark mit Bleiweiß getüncht worden war, so entstand ein Halsleiden mit Geschwür. Ich konnte nur unter Schmerzen Speise zu mir nehmen. Dies zwang mich zuletzt, davon zu sprechen, und ich erhielt ein Gurgelwasser.

Für ein Bad, für Waschung des Körpers, war nicht das geringste vorhanden. Der Steinfrug und das kleine Handtuchlein sollte zu allem dienen. Dies konnte ich nicht länger erdulden. Nachdem ich dem Gefängniswärter davon gesprochen hatte, wurde mir zu meiner unsagbaren Erleichterung endlich alle Woche einmal ein kleiner Zuber mit einem Stück Seife gewährt.

In dem schmerzlichen Zustand der ganz ausgehungerten Sinne traten mir im Geist oft die Bilder von Wald und Strom, von Berg und blumigen Wiesen, die stets eine mächtige Anziehungskraft auf mich geübt hatten, in eigentümlichem Sehnen vor das innere Auge. Wir hatten in meiner späteren Jugend zwischen zwei Forsten voll von Wild gewohnt. Ländliche Erinnerungen drangen auf mich ein, die mich die Enge der Marterzelle um so schlimmer fühlen ließen. Ich erinnere

mich, wie beim Eintritt eines Gendarmen einmal eine frühe Wespe hereinflog. Ich empfand wahre Freude bei dem Anblick des Tierchens. Es kam mir wie ein Frühlingsbote vor, und ich hätte gewünscht, das kleine geflügelte Ding könnte bleiben. Doch es wußte sich besser Rat.

Eines Tages hörte ich ein leises Klopfen an der Tür. Durch das Schlüsselloch kam ein kaum hörbares Flüstern: „Pst! Pst!“

Was mochte das bedeuten? War da etwa ein Freund unserer Sache im Gewand einer Schildwache?

Eines Gefangenen Stimmung wechselt schnell zwischen plötzlicher, froher Hoffnung und dunkeln Verdacht und Verzweiflung ab.

Ich schaute durch das Schlüsselloch. Gebückt stand vor der Tür eine Schildwache von auffällig feinen Gesichtszügen und gewissermaßen vornehmer Erscheinung, so weit ich dies erkennen konnte.

„Ich habe Ihnen traurige Nachricht zu bringen!“ sagte er leise. „Die Revolution in Wien ist niedergeworfen. . . Der Belagerungszustand ist erklärt. . . Robert Blum ist guillotiniert; mit ihm viele andere. . . Blut fließt überall!“

Kaum waren die paar Worte hingehaucht, als man ein leichtes Geräusch an der Tür der Nebenzelle vernahm, wo sich die wachhabenden Gendarmen aufhielten. Rasch trat ich zurück und warf mich auf das Bett, als ob ich schlief. Unterdes hörte ich, wie der Soldat mit dem Gewehrkolben aufstieß, als wollte er sogar die leisen Schallwellen seines eiligen Wisperns zerstören. Wieder war alles still.

„Robert Blum guillotiniert! . . .“ Seine Gestalt und sein Gesicht kamen mir lebhaft ins Gedächtnis, wie ich ihn beim Frankfurter Vorparlament im vollen Glanz seiner Volksbeliebtheit gesehen hatte. Von seinem Aufenthalt in Wien, von einer dortigen neuen revolutionären Erhebung hatte ich keine Ahnung. Erst längere Zeit nachher vernahm ich von seiner Reise dorthin in Gesellschaft Julius Fröbels, den ich Ende März kennengelernt hatte, und des Dichters Moriz Hartmann.

Guillotiniert war Robert Blum nicht worden, wie der Soldat vom Hörensagen berichtete, sondern standrechtlich, gefesselt und erschossen. Ganz Deutschland, Liberale in Ministerstellung eingeschlossen, zeigten sich von Ingrimm erfüllt und empört. Freiligrath, der „Barde der Revolution“, widmete Blums Andenken eines seiner ergreifendsten Gedichte.

Die so heimlich, in hastig bruchstückweisen Worten mir gemachte Mitteilung dächte mir fast zu ungeheuerlich, als daß ich sie trotz allem, was ich erlitten, glauben mochte. Robert Blum war der Abgott der Massen. Seine Unverletzbarkeit als Mitglied der Deutschen Nationalversammlung hätte ihn vollkommen decken müssen. In dieser Meinung war er ruhig in der Stadt geblieben und hatte sogar seinen Paß verlangt. Sollte ich da glauben, daß ein solches Verbrechen gegen die Volkssouveränität, die von dem Freiherrn von Gagern bei Eröffnung der Nationalversammlung feierlich ausgerufen worden, verübt werden konnte? Wenn ja, welch weitere Untat war von der siegreichen Tyrannei zu erwarten? Tage lang sann ich über diese geheime Erzählung nach.

Einige Wochen später wurde abermals ein leiser Ton am Schlüsselloch vernehmbar. Ich blickte hindurch. Derselbe Soldat kniete da!

„Ich kann es nicht mehr aushalten!“ flüsterte er. „Ich will das Land verlassen. Können Sie mir raten, wohin?“

Ich betrachtete scharf seine Züge und seine Augen. War etwa ein Fallstrick für mich gelegt? Konnte dieser Mann mit dem auffallend feinen Gesichtsschnitt etwa ein verkleideter

Offizier sein, der mich zu locken gedachte? Wie, wenn etwa die Gendarmen nebenan unserm Gespräch als künftige Zeugen zuhörten? Einen Soldaten zur Fahnenflucht verleiten, konnte das in einer Zeit so gewalttätiger Willkürherrschaft nicht zur Anordnung eines neuen Standgerichts gegen mich benutzt werden?

Die Stimme des Soldaten hatte die alemannische Tonfärbung, als wäre er aus dem Schwarzwald. Ich kämpfte gegen die in mir aufsteigenden Zweifel an, antwortete jedoch vorsichtig, obwohl innerhalb meiner politischen Grundsätze. Ich setzte dem Mann den Weg auseinander, den die Auswanderer nach Amerika gewöhnlich einschlugen, fügte indessen hinzu:

„Ich hoffe, Sie bleiben im Land. Unsere Sache wird noch siegen. Mit Ihren Ansichten haben Sie auch eine Pflicht zu erfüllen.“

„Danke!“ erwiderte er; „ich will sehen, was zu tun!“

In der Totenstille des Kerkers schweiften meine Gedanken unablässig auf diese verstoßenen Gespräche zurück. Manchmal kam mir wieder der quälende Zweifel. Manchmal glaubte ich, ein guter Freund sei erschienen, obwohl mit einer blutigen Mär, und er könne sich noch nützlich erweisen.

Monate verlossen. Ich vernahm nichts weiter von dem, was draußen vorging. In der Kaspar Hauerschen Einsamkeit (wie Amalie Struwe in ihren „Erinnerungen“, die ihrem Gemahl und mir gewordene Art der Haft nannte) hatte ich aus Mangel an Bewegung, oder wenn ich in der engen Zelle rasch auf und ab zu gehen suchte, öfters einen Taumelanzfall, als drängten die Mauerwände auf mich ein.

Trotz all dieser grauenhaften Erfahrungen verlor ich nimmermehr den Mut oder den Glauben an unsere Grundsätze. Andern Trost hatte ich als entschiedener Freidenker, den Ansichten von Feuerbach und Strauß, von Empedokles und Lukrez huldigend, nicht.

Eines Tages wurde ich durch den Besuch meines älteren Bruders überrascht. Er kam in seiner Beehracht als Artillerist aus Norddeutschland, wohin er während des Schleswig-Holsteinischen Krieges mit seinem Regiment beordert worden war. Ich sprach zu ihm mit gebührender Ruhe. Ihm aber, einem außerordentlich starken Mann, rannen die hellen Tränen die Wangen herab, und er fand eine Zeitlang, beim Anblick meiner Lage, kaum seine Fassung. Damals schwante ihm nicht, daß er selbst später, nach der blutigen Unterdrückung der neuen Erhebung von 1849, an der er als erwählter Offizier teilgenommen, ein gleiches Schicksal haben würde. Von preußischen Truppen gefangen genommen, deren Führer, dem gegebenen Namen Blind nach, glaubte, ich wäre es, wurde mein Bruder an einen Baum gebunden und sollte kurzweg erschossen werden.

„Ich bin nicht Karl Blind!“ hatte er gerade noch Zeit, hastig auszurufen; „mein Name ist Valentin Blind.“ Er wurde dann losgebunden. Vom Kriegsgericht zu sieben Jahren Zellenhaft verurteilt, litt er schwer und starb eines vorzeitigen Todes.

Ein anderer, auf etwa zehn Minuten gestatteter Besuch war der Friederikens, meiner späteren Gattin. Wir hielten beide vollkommene Selbstbeherrschung aufrecht. Ich sprach die feste Überzeugung unseres kommenden Sieges aus, wurde aber von dem Gendarmen sofort unterbrochen, während der Gefängniswärter Matt sich still verhielt.

Dieser Besuch war wie ein Sonnenstrahl in dem Kasmattengrab.

Mit der fast übernatürlichen Einsicht, die sich bei einem Eingekerkerten entwickelt, meinte ich aus dem Blick, aus dem Stimmtönen Matts allmählich zu erkennen, daß ich ihm trauen dürfe. Eine künftige Belohnung ihm zu versprechen, war bei



Mit Genehmigung der Photographischen Anstalt, München.

Träumerei.

Gemälde von E. von Blaas.

der steten Anwesenheit von Gendarmen und Soldaten unmöglich. Trotzdem entwarf ich einen Plan.

Im Lauf der Zeit waren mir Bücher erlaubt worden, die Friederike mir sandte, alle nicht politischer Art. Sie lagen auf dem Tischchen aufgestapelt. Sogar einige Orangen, damals in Süddeutschland noch eine teure Frucht, wurden hereingelassen, jedoch nur in unregelmäßige Stücke zerschnitten, da man vielleicht eine Feile darin verborgen glaubte. Die Befürchtung war unsinnig genug, da ja Schildwachen mit geladenen Gewehren unter dem Fenster und vor der Tür standen.

Aus einem Buch riß ich ein weißes Blatt. Alles zum Schreiben Nötige war mir jetzt zur Aufsehung meiner Verteidigung vor dem bevorstehenden Schwurgericht gewährt; doch wollte ich solches Papier nicht gebrauchen, da vielleicht eine behördliche Besichtigung der Zelle bedorftand. Durch ein Versehen bei meiner Einfekkerung war mir ein Stück Siegellack in der Westentasche verblieben. Damit siegelte ich einen vorsichtig gehaltenen Brief an Friederike. Ich legte ihn hinter die als Schirm dienenden Bücher; und als Matt hereintrat, um nach gewohntem Befehl den Tisch zu untersuchen, gab ich ihm einen verständlich sein sollenden Seitenblick mit einer leichten deutenden Handbewegung.

Entweder verstand er nicht, oder er fürchtete sich vor dem an der Tür wachenden Gendarmen. Wiederholt mißlang mein Versuch, Tag um Tag. Endlich aber ergriff Matt, dem Gendarmen den Rücken zuwendend, den Brief, den er schnell in seine Brusttasche schob; und so war nun ein Verkehr mit der Außenwelt eingeleitet.

War dem Mann aber wirklich zu trauen? Zweifel quälten mich oft.

Endlich kam ein Brief Friederikens, offen durch die Festungsbehörden hereingelassen. Zu meiner Freude enthielt ihre Antwort das von mir bestimmte geheime Zeichen des richtigen Empfangs meines Briefes.

Bald flüsterte mir aber, zu meinem Entsetzen, eine andere, gutgesinnte Schildwache durchs Schlüsselloch zu: „Sobald der Gefängniswärter Ihre Tür geschlossen hat, macht er vor den Soldaten spottende Gebärden über Sie. Er ist ein falscher Kerl . . .“

Also doch Verrat? Nach vielem Hin- und Herfassen kam ich indessen zu dem Schluß: Matt will die Gendarmen täuschen. Er verstellt sich nur. So war es in der Tat.

Fast wäre der Siegellack, den ich, aus Ermangelung einer Kerze, am Ofen heiß zu machen hatte, zum Verräter geworden.

„Was für ein Geruch ist denn das?“ fragte einer der hereintretenden Gendarmen mürrisch.

„Wie soll ich es wissen?“ erwiderte ich.

„Aber der sonderbare Geruch ist am Ofen!“

„Er wird wohl vom Torf sein,“ erwiderte ich, „der riecht manchmal schwefelig!“

Nun rochen die Leute dicht am Ofen, und bald waren sie befriedigt, daß wohl eine besondere Art Torf daran schuld war.

Auf Matt nunmehr vollkommen vertrauend, konnte ich mancherlei für ein befreundetes Blatt bestimmte Zuschriften hinausbefördern. In ihnen setzte ich unter anderm auseinander, daß das von der Regierung eigentlich ganz unregelmäßig zusammengesetzte Schwurgericht in einer Zeit der allgemeinen Umwälzung seinen Wahrspruch nicht lediglich nach den Tatsachen abzugeben habe. Vielmehr müsse es nach seinem Gewissen, nach seiner innern Überzeugung von der Lage des in seiner Freiheit und Einheit abermals bedrohten Vaterlandes das Urteil fällen. Handle es sich darum, einen Kämpfer der Volkssache dem Henkerschwert zu überliefern, so müsse der Ausspruch eines gutgesinnten Geschworenen, trotz aller zur Verurteilung vorgeführten Tatsachen, ein „Nein!“ sein — mit der Bedeutung: „Nichtschuldig!“

Diese Darstellung wirkte in der Tat später. Zu allen Fragen, die die Todesstrafe in sich schlossen, sagten sogar die

unter Regierungseinfluß ernannten Geschworenen, trotz der offenkundigen, von uns eingestandenen Tatsachen: „Nein!“

Nach und nach, in dem Maße, wie draußen die Volksbewegung wieder mächtig anstieg, durfte ich jetzt durch Friederike die ihr von der „Mannheimer Abendzeitung“ gelieferten Blätter aller Schattierungen erhalten. Die strenge Behandlung in der Zelle blieb die gleiche. Nie wurde mir in all der Zeit meiner Kerkerhaft gestattet, einmal im Hofraum Luft zu schöpfen. Nach wie vor verblieb ich in der verpesteten Kaserne. Aber mit Begierde las ich alles, bis zu den Anzeigen herab, in den Zeitungen. So stark war der Durst nach den kleinsten Zeichen des wirklichen Lebens, nachdem jeder erdenkliche Versuch gemacht worden, einen Gefangenen zum Wahnsinn oder zum Selbstmord zu treiben.

Obwohl ich nun genügend mit Lesestoff versehen war — darunter Luthers und Shakespeares Werke, auch solche von Zeune und George Sand — war ich, sobald im Winter die Dämmerung in dem dunkeln Geläß anbrach, aus Mangel an Licht meinen eigenen Gedanken überwießen. Ich konnte nur auf die hohe Mauer gegenüber oder an den Himmel durch das vergitterte Fenster starren oder mich auf das harte Lager strecken.

In der Stille der Nacht machte der ferne Piff einer Dampfmaschine, das Rollen eines Bahnzuges oder der Trompetenruf der Festungsbesatzung das hoffnungslose Sehnen nach Freiheit nur um so schmerzlicher. Oft erhob ich mich, um nach dem Stückchen Himmelsgewölbe zu schauen. Solche Ruhe da oben! So teuflische Grausamkeit hienieden! Der Mond glitt dahin, unbekümmert um menschliches Leiden.

Indessen hatte ich mir vorgenommen, vor den Geschworenen in einer Weise aufzutreten, wie sie noch nie dagewesen war. Kein Klagewort sollte aus meinem Mund kommen, nur Anklage gegen diejenigen, die unseres Vaterlandes Freiheit und Einheit zerrütteten.

Ich muß hier die eiltägigen Gerichtsverhandlungen in Freiburg übergehen.

Als wir von Rastatt dafür nach Freiburg gebracht wurden, ließ man mir zum erstenmal Haar und Bart schneiden, damit mein Aussehen nicht zu verwildert erscheine. Viertausend Mann waren zur Sicherheit in die Stadt gelegt. Gegen die Geschworenen, falls sie einen Freispruch täten, wurden mehrfach von reaktionärer Seite Todesdrohungen laut. Im Gerichtssaal standen vier Gendarmen mit aufgezogenem Bajonett hinter uns.

„Hier sitzen“, sagte unser Hauptverteidiger, Dr. Lorenz Brentano, Mitglied der badischen Kammer und der Deutschen Nationalversammlung, „zwei Männer unter der schweren Anklage des Hochverrats. Je nachdem die Geschworenen sie schuldig oder nichtschuldig sprechen, kann ihnen der Kopf vor die Füße gelegt werden, oder ewige Kerkerhaft sie bedecken, oder sie werden der Freiheit wiedergegeben.“

Auch meinen Äußerungen bei den Zeugenverhören in Freiburg und meiner vierstündigen Schlusßrede kann ich hier nicht gedenken. Heutzutage hielte man die Sprache vielleicht für unglaublich. Den baldigen Sturz der Regierung sagte ich voraus; ich erklärte, sie sei „auch nur provisorisch“. Binnen kurzem bestätigten es die Ereignisse. Nachdem das Urteil gefällt und von unsern Verteidigern, wegen Formfehler, Berufung an das Oberhofgericht eingelegt worden war, wurden wir nach Rastatt zurückgebracht.

\* \* \*

Dieselbe traurige Kaserne. Mittlerweile war gerade durch die Gerichtsverhandlungen im Heer selbst eine große Wirkung erzielt worden. Wenn die Nacht einbrach, vernahm ich oft ein dumpfes Getöse, wie von Aufruhr. Mit eigentümlichen Erwartungen horchte ich da auf.

Wieder gab eine Schildwache ein leises Zeichen durch das Schlüsselloch.

„Es sind Leute unter uns,“ flüsterte der Soldat, „die bereit sind, Sie zu befreien. Wollen Sie mit uns kommen, wenn wir die Tür öffnen?“

„Und was soll mit Struwe geschehen?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht“, war die Antwort.

Dies fiel mir auf. „Und wie wollt ihr es anfangen?“

„Das kann ich noch nicht sagen!“

Dann plötzlich: „St! St!“ als Zeichen des Schweigens.

Ich hatte schnell wieder die Gesichtszüge des Mannes zu erkennen gesucht. War das eine ehrliche Anerkennung oder eine Falle? Wie wenn etwa ein Plan vorläge, anscheinend eine Befreiung anzuzetteln, während deren wir niedergemacht würden? Wie sollten wir auch das Festungstor mit Sicherheit erreichen? Massa, der Spion, kam mir wieder in Erinnerung.

Zu meiner äußersten Überraschung durfte nun ein unsern Gefinnungen nahestehender Gastwirt mir, Tage hindurch, ein gutes Mahl mit einer halben Flasche Wein als Geschenk senden. Messer, Gabel und ein Glas, alles Dinge, die ich so lange nicht gesehen, lagen in dem Korb. Kaum traute ich meinen Augen, als der Gefängniswärter dies hereinbrachte. Von dem Wein genoß ich nur wenig, in dem Wunsch, daß der schwächliche, stets kränzlich blaß aussehende Matt den Rest zu sich nehmen werde.

Nach ein paar Tagen stellten sich aber plötzlich jedesmal nach dem Essen böse Anfälle von Schwindel mit sonstigen beunruhigenden Anzeichen bei mir ein. War vielleicht von feindlicher Hand etwas auf dem Weg in den Wein getan worden? Ich schöpfte Verdacht, gab den Wein bald ganz auf und empfand von da an keine üblen Wirkungen mehr.

Da ich aus allem sah, daß die Aufsicht in kleinen Dingen mehr und mehr nachließ, behielt ich allmählich zwei Messer zurück und versteckte sie im Bett. Nach einiger Zeit wurde ich wieder durchs Schlüsselloch angesprochen. Es war derselbe Soldat, der mir die Hinrichtung Robert Blums mitgeteilt hatte.

„Ein Kamerad“, flüsterte er, „hat mich an seiner Stelle die Schildwache übernehmen lassen. Alles ist in der Festung im Durcheinander. Die Soldaten sind des harten Dienstes müde. Viele gehen jetzt mit der Volkspartei. Einige bringen ein Hoch auf Struwe und Sie aus, für die Republik oder für die Reichsverfassung. Die Offiziere haben keine Gewalt mehr über die Leute. Einige Leute habe ich sagen hören, Struwe und Sie seien die Ursache des harten Dienstes.“

Nach einer Pause, da sich in der Gendarmenzelle etwas zu regen schien, stieß der Mann noch hastig die Worte heraus:

„Seien Sie auf der Hut! Ein paar Offiziere hegen die Leute gegen Sie auf. Die Tür soll erbrochen werden; man will Sie ermorden!“

Ich gestehe, daß ich einen Schauer empfand, im Käfig wie ein wildes Tier abgeschlachtet zu werden! Mir, der ich an solche Prophezeiungen nicht glaube, kamen doch die Worte Alfred de Horters in Erinnerung. Als wir im Begriff standen, den Freischarenzug zu unternehmen, bat er mich auf der Rheinbrücke zu Basel, ihm meine Hand zu zeigen. Er wollte aus ihren Linien mir wahrfragen. Ich lachte darüber, gab sie ihm jedoch auf seine wiederholte Bitte.

„Sie werden“, sagte er, „an einer Schlacht teilnehmen. . . Sie werden zum Gefangenen gemacht werden. . . Wenn Sie im Gefängnis sind, wird ein Ihnen im Weg Stehender sterben. . . Nach einiger Zeit werden Sie — ja, ich sehe es — im Kerker ermordet werden.“

Alles, bis auf das Letzte, war bisher eingetroffen. Unermüdlich klangen mir diese Worte jetzt wieder in den Ohren.

Nach entschloß ich mich, jedenfalls, wenn ich ermordet werden sollte, mein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Wenn nachts das schaurige Aufruhrgetümmel in der Ferne hörbar wurde, zog ich mich schnell an, nahm ein Brett aus der Bettlade und steckte die zwei verborgen gehaltenen Messer in die Brusttasche. Dann stellte ich mich hinter die Tür,

den Ofen im Rücken. Kam ein mörderischer Angriff, so wollte ich den ersten Hereindringenden mit dem Brett niederschlagen, es daraufhin fallen lassen und, mit einem Messer in jeder Hand, auf die andern Mörder losstürzen.

So stand ich oft stundenlang da. Das Herz schlug rasch, wenn das Getümmel näher und näher zu kommen schien.

Glücklicherweise geschah nichts. An Schlaf war nach solcher Nachtwache nicht zu denken. Manche Nächte hindurch hatte ich diese entsetzliche Befürchtung durchzumachen. Inmitten dieser Schreden erhielt ich durch die Festungsbehörden einen Brief von Amalie Struwe. Die Anrede war: „Lieber Bruder!“

Ich dachte zuerst, der Brief sei für ihren Bruder bestimmt; doch bald sah ich, daß er mir galt. Die Erinnerung an das, was ich für sie nach dem Kampf bei Stauten, beim Rückzug über die Berge, ebenso nach unserer Gefangenenschaft gegenüber dem mit dem Kolben sie fortstoßenden Soldaten getan hatte, mochte wohl die Ursache der besonders warmen Sprache des Briefes sein.

Vielleicht ist daraus die in einigen Schriften über die deutsche Revolution enthaltene irrige Angabe entstanden, Struwes Gattin, die als eine „dämonische Schönheit“ darin geschildert ist, sei meine Schwester gewesen. Sie war mir in keiner Weise verwandt; noch auch ist der Ausdruck „dämonisch“ gerechtfertigt. In dem gefühlloosen Ausdruck ihres Antlitzes malte sich vielmehr Sanftmut, gepaart mit edler Begeisterung.

Wierzehn Tage nach den Gerichtsverhandlungen in Freiburg wurde sie mit ihrem Bruder aus der Haft entlassen. Die Regierung hatte keine Macht mehr. Der Untersuchungsrichter wollte die Gefangenen zu einer Bittschrift um Begnadigung bewegen; aber sie hielt es unter ihrer Würde. Stets bewies sie die größte Tapferkeit.

\* \* \*

In grauer Morgenfrühe, wohl etwa um drei Uhr, trat plötzlich ein Unteroffizier mit einigen Soldaten und zwei Gendarmen in meine Kasematte. Da die nächtlichen Heimsuchungen in letzter Zeit aufgehört hatten, war ich sehr erstaunt. „Stehen Sie auf!“ sagte man mir.

„Warum?“ — Keine Antwort.

„Wohin will man mich bringen?“ — Die einzige Antwort war: „Wollen Sie aufstehen?“

Zu so ungewöhnlicher Stunde empfand ich eine begreifliche Beforgnis, erhob mich jedoch schweigend. Man führte mich an ein unterirdisches Gewölbe eines nicht vollendeten Festungsteiles. Dort wurde Halt gemacht. Lange Zeit verging, ohne daß ich ahnen konnte, was mein Los sein werde. Da erschien Struwe, und wir wurden beide in eine geschlossene Kutsche gesetzt. Von ihm hörte ich, er habe das Schlimmste gefürchtet und eine gute Weile hindurch sich geweigert aufzustehen; alle seine Fragen seien ebenfalls unbeantwortet geblieben.

In der Kutsche saßen zwei Gendarmen uns gegenüber; jeder hielt uns, wie früher, einen gezogenen Hirschfänger auf die Brust. Auf dem Bock saß ein Soldat mit aufgezplantem Bajonett. Dragoner ritten zur Seite. Als wir an das Festungstor kamen, erscholl lärmendes Geschrei in der Nähe, als wäre ein Befreiungsversuch beabsichtigt. So viel wir sehen konnten, schwangen die Dragoner da ihre Säbel seitwärts. Dann war wieder alles still.

Nun wurden wir abermals nach Bruchsal verbracht, diesmal ins Weiberzuchthaus. Der Plan war, wie wir später erfuhren, uns aus dem bereits in voller Empörung befindlichen Land auf die Bundesfestung Mainz zu schaffen.

Das war jedoch nicht mehr möglich. Am Zuchthaus angelangt, hörten wir bereits Willkommenrufe und Freiheitslieder, die hinter den Fenstergittern erklangen. Die Schildwachen waren in ihrem Dienst locker geworden. Amalie Struwe erhielt die Erlaubnis, ihren Gemahl zu besuchen. Da ich noch in der Zelle gehalten wurde, verlangte ich durch Matt sofortige Unterredung mit dem Gefängnisdirektor, was anfänglich verweigert wurde. Ich erklärte dann, ich müsse ihm

eine wichtige persönliche Mitteilung machen, und er erschien sofort. In ruhigstem Ton sagte ich ihm: „Sollten Sie mir noch länger eine Unterredung mit meinem Freund verweigern, und das Volk hereinfürmen, um uns zu befreien, so kann ich Ihnen nicht dafür stehen, daß man Sie nicht an diesem Türpfosten aufhängt. Eingreifen würde ich nicht. Sie haben die Wahl!“

Der Direktor war über diese unummundene Sprache tief bestürzt. Er wurde leichenbläß und gewährte sofort die Unterredung. Die Zellentür blieb von da an offen.

Dann stürzte Matt mit verzerrten Mienen, voll Todesfurcht, herein. „Man droht mir,“ rief er, „mich zu erschlagen. Hereingekommene Leute haben es mir mitgeteilt. Das Volk und die Soldaten sind alle auf Ihrer Seite. Man will sich an mir rächen. Oh, retten Sie mich, ich bitte Sie! Sie wissen ja besser als diese Leute, was ich getan.“ „Haben Sie keine Furcht!“ antwortete ich, indem ich die Hand auf seine Schulter legte. „Wenn Sie sich dicht an mich halten, sind Sie vollkommen sicher. Ich werde Sie decken. Ihnen soll kein Leid geschehen!“

In derselben Nacht, als die Beschlüsse der Volksversammlung in Offenburg bekannt wurden, wo etwa 35 000 Männer, nebst Abordnungen der drei Waffengattungen des Heeres, unter dem schwarz-rot-goldenen Banner getagt hatten, vernahm man ein donnerndes Getöse am äußern Gefängnistor. Mit Balken und Ästen wurde das Tor eingestossen. Eine jubelnde Menge drang unter Hochrufen auf Struwe und mich herein. Es war ein Händeschütteln, ein Umarmen; einige tanzten geradezu vor toller Freude.

Unter den ersten, die auf mich losstürmten, war mein ehemaliger Hochschulfreund Schöffel, der Sohn des bekannten demokratischen Mitgliedes der Deutschen Nationalversammlung. Er hatte diese Befreiung recht eigentlich ins Werk gesetzt und war dazu nach Bruchsal gekommen. Der mutige, hochbegeisterte Kämpfer, der liebe, treue Genosse fiel bald darauf in der Schlacht an der Spitze der von ihm geführten Truppen.

Während die Volksmenge um uns her wogte, hielt sich Matt dicht an mich. Unablässig rief ich: „Das ist ein guter Mann. Niemand soll ihm Leides tun! Er hat sich als Volks-

freund bewährt!“ So gelangte er wohlbehalten hinaus. Nie habe ich ihn aber nachher wiedergesehen und weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Nachdem wir uns in einen Gasthof begeben hatten, mußten wir nachts an die außen versammelte Menge eine Ansprache halten. In derselben Nacht fuhren wir, Struwe, seine Gemahlin, ich, Schöffel und Herr von Bornstedt, ein ehemaliger preußischer Offizier und Leiter der radikalen Brüsseler „Deutschen Zeitung“, der ebenfalls aus der Haft befreit worden war, in der Kutsche ab, gefolgt von einem andern Wagen, in dem Gefinnungs-genossen saßen. Wir wollten uns an den Hauptschauplatz der Ereignisse begeben. Die Abenteuer dieser nächtlichen Fahrt hätten uns durch eine vorbeiziehende Scharwache von Dragonern fast die Wiederverhaftung zugezogen. Bei dieser Gelegenheit zeigten sich in Bornstedts Gebaren die ersten Spuren des durch Gefängnisleiden erzeugten Irrsinn, wegen dessen er bald darauf nach Illenau verbracht werden mußte. Solcher Fälle gab es damals eine Menge.

Nicht geschildert kann hier werden, wie wir Karlsruhe, wo noch alles unsicher hin und her wogte, zuerst umgehen mußten; wie wir uns dann vor die Festungstore desselben Nastatt begaben, wo wir so lange gelitten, um Einlaß zu erlangen, aber in dem Wirrwarr der Dinge auf eine noch reaktionäre Besatzung des Tores stießen; wie wir dann nach einer Unterredung in Baden-Baden mit Brentano, dessen spätere Wendung ich sofort aus seinen Antworten ahnte, eine bewaffnete Schar sammelten und schließlich in Karlsruhe einzogen.

Nun war rastlos wieder in voller Revolution zu arbeiten. Zuerst empfand ich in der freien Luft öfters ein Gefühl wie von einem Taumelanfall. Ging ich eine Treppe hinunter, so irrte ich mich leicht in den Entfernungen und trat unrichtig hinab. Das änderte sich jedoch bald dank kräftiger körperlicher Anlage.

Tag um Tag, bis in die späte Nacht hinein, war ich von da an auf dem Karlsruher Rathaus unablässig tätig, bis insolge von Zwistigkeiten mit Brentano meine Ernennung als Mitglied der badisch-pfälzischen Gesandtschaft in Paris erfolgte, wovon ich schon früher einmal (1902) in der „Gartenlaube“ eine Schilderung gab.

## Ein wunderlicher Heiliger.

(5. Fortsetzung.)

Von Rudolph Stras.

Ich wäre Ihnen so dankbar, wenn Sie mir nur wenigstens heute eine Antwort auf das alles ersparen wollten!“ sagte am nächsten Vormittag Thomazine Rasmussen zu Erich Bardefleet. Und er schaute unruhig zur Seite und versetzte: „Schließlich gibt es doch Dinge, die zu ernst sind, als daß man von heute auf morgen seine Meinung über sie wechselt. . . Also könnten sie jetzt so gut ausgesprochen werden wie in vierundzwanzig Stunden.“

Eben war es geschehen, was sie schon lange erwartete. Er hatte begonnen, ihr seinen regelrechten Antrag zu machen. Und so sehr sie auf diesen selbst gefaßt war, so sehr überraschte sie der von ihm gewählte Zeitpunkt. Nachdem er noch gestern sich den ganzen Nachmittag und Abend nicht gezeigt hatte, offenbar, um ihre Niederlage mit Kilian Böhm im Gheziregarten und in Shepheards Hotel voll zu seinen Gunsten nachwirken zu lassen, lief er jetzt auf einmal förmlich Sturm und brachte sie, wenn sie ihn weiter anhörte, in wenigen Minuten in die entscheidende Zwangslage, die Wahl zwischen „Ja“ und „Nein“. Und sie wußte: das „Nein“ brachte sie nicht mehr über die Lippen. Um so mehr wollte sie Zeit für das „Ja“ haben, und so antwortete sie: „In vierundzwanzig Stunden werde ich viel ruhiger und wieder mehr bei mir sein als jetzt!“

„Aber was ist Ihnen denn so Besonderes widerfahren. . . ? Sie sehen auch so blaß und angegriffen aus!“

„Ich habe gestern etwas erlebt — das hat mich ein bißchen aus dem innern Gleichgewicht gebracht!“

Sie verstummte und schüttelte heftig den Kopf, als wollte sie eine ärgerliche und quälende Erinnerung verschneiden, die sie aufdringlich wie eine Fliege umsummte. Und er fragte gedämpft: „Wollen Sie mir nicht sagen, was es war?“

„Nein!“ Das Klang schroff. Aber sie milderte es gleich: „Es war eine Dummheit — weiter nichts! Sie können mir da nicht helfen!“

Er zuckte die Achseln. „Wie Sie wünschen, Fräulein Rasmussen!“ sagte er langsam und zögernd. Sein Ansturm war noch lange nicht zurückgeschlagen — das fühlte sie wohl. Vorerst aber schwiegen beide und wandelten nachdenklich, die Blicke auf dem Boden, nebeneinander hin. Sie waren des Morgens zusammen in Erich Bardefleets Dogcart aus Kairo weggefahren und hatten in dem großen Straußenpark von Matarige Rast gemacht. Zu Hunderten standen und lagen um sie die Wüstenvögel hinter ihren Gehegen im gelben Sand, Tiere von Truthahngröße und andere von anderthalbfacher Manneshöhe, die mit ihren dummen, kleinen, auf langem Schlangenhals sich wiegenden Köpfen hoch von oben auf die Menschen herabstierten. Aber die unten achteten gar nicht auf sie, und Thomazine Rasmussen sagte nach einigen stummen Minuten: „Es wird glühend heiß! Ich möchte in die Stadt zurück.“



„Trumpfas!“

Gemälde von H. Lindenschmit.

Sie stiegen ein und rollten auf der staubigen, von Lehbachbäumen beschatteten Landstraße dem weißen Schein fern unter dem blauen Himmel entgegen, der Kairo war. Und plötzlich hub er wieder an: „Ich finde, es ist jetzt so weit zwischen uns — dieser Zustand ist für mich auf die Dauer unerträglich. Es muß heute noch zu einer Aussprache zwischen uns kommen, Fräulein Rasmussen!“

Neben ihnen am Weg stand eine alte Sykomore, unter der der Legende nach die Jungfrau Maria mit dem Jesuskind gerastet hatte — gerade als Erich Bardefleets zu sprechen begann, war es Thomafine durch den Kopf gegangen, wie ihr Kilian Böhm neulich von der Flucht nach Agypten und der Sphing erzählt, und sie hatte an ihn selber denken müssen, in nachträglich aufflackerndem Zorn und einer ärgerlichen Reue, daß sie so leichtgläubig und vertrauensvoll und unnötig mildherzig gewesen! Das folgte eben daraus, wenn man sich mit einem Kilian Böhm einließ — durch solche Erfahrungen kam man gerade wieder auf Erich Bardefleets profaische Weltanschauung und seine kaltblütige Menschenverachtung zurück.

Und nun fing er von neuem an und wollte seine Macht über sie erproben — bis zum äußersten — gerade jetzt, wo er viel stärker war, als er mußte. Das reizte sie, und sie versetzte: „Ich begreife Sie nicht, Herr Bardefleets! Ich habe Ihnen doch nun die Bitte ausgesprochen, das für heute sein

zu lassen — warum wollen Sie denn meinen doch gewiß verständlichen Wunsch nicht achten?“

„Weil ich nicht kann!“ erwiderte er heftig. „Das wird doch schließlich stärker als man selber. Mein Charakter ist nicht für die ewige Ungewißheit geschaffen.“

„Und mein Charakter ist so,“ sagte Fräulein Rasmussen, „daß ich den bloßen Gedanken nicht ertragen kann, unter dem Druck eines fremden Willens zu handeln. Dazu bin ich zu unabhängig von Natur — nennen Sie's meinetwegen zu stolz. Jedenfalls — ich muß ganz ich selber sein — bei wichtigen Dingen — und bin's ja sonst auch! Nur heute gerade — warum drängen Sie da, um etwas zu beschleunigen, wozu ich noch Zeit brauche?“

„Weil die Zeit vergeht!“ Er beugte sich vor und gab dem Gaul einen Peitschenhieb, daß die Funken unter den Hufen des Tieres stoben. „In acht Tagen reisen Sie ab.“

„Ich sage Ihnen noch einmal: bis morgen hat sich das alles in mir wieder geklärt und gesetzt. Nur heute will ich nicht sprechen — in dieser Stimmung nicht.“

Es war eine leise Angst in ihren Worten — Angst vor ihm. Die konnte sie nicht verhehlen. Die fühlte er so gut wie sie. Seine alte Macht über sie war wieder da und größer als je. Sie näherten sich nun schon Kairo — die Vorstädte mit den niederen Häusern der Eingeborenen tauchten auf —

in der Ferne schimmerten zwischen Gartengrün die weißgetünchten Herrensitze der Großen des Landes — die ersten Bettler liefen herzu — in kurzem war man mitten im Getümmel der größten Stadt Afrikas — oder vielmehr man hatte es schon erreicht, ehe Erich Bardefleet wieder zu reden begann. Da war schon die mächtige Bahnhofshalle — da lief die breite, menschenwimmelnde Verkehrsader auf die Hotels an der Esbekieh zu, und nun sagte er plötzlich laut und fest: „Nein — es geht nicht mehr mit dem Stillstehen und Geduldigen, Fräulein Rasmussen! Ich muß mein Schicksal jetzt gleich wissen — gerade weil mir eine ganz bestimmte Hoffnung sagt, daß ich keine Fehlbitte tue.“

Sie schrak zusammen. Sie hatte nicht mehr den Mut, ihm etwas zu erwidern. Es wäre doch irgendwie ein „Ja“ daraus geworden. Sie war jetzt ganz unter seinem Willen. Das Erlebnis gestern mit Kilian Böhm hatte ihr zu sehr den innern Halt genommen.

Und er fuhr noch entschiedener fort, mit einer Zuversicht, die sie förmlich lähmte: „In Ihren Händen liegt jetzt meine Zukunft. Ob ich glücklich werde — ob ich Sie glücklich machen darf — das steht nun bei Ihnen — und ich will Ihnen nur noch einmal geloben, daß ich alles aufbieten werde, um Sie so glücklich zu machen wie ich nur irgend kann. Wenn Sie das glauben, können Sie ruhig Ihre Hand in die meine legen und werden das nie, Fräulein Rasmussen — nie bereuen. Darum bitte ich Sie, . . . tun Sie's . . .“

Gerade daß er so einfach sprach und dabei mit einer Innigkeit und Wärme, die sonst seinem Wesen ganz fremd waren — gerade diese schlichte Form der Werbung machte den tiefsten Eindruck auf sie, und es ging ihr durch den Kopf: vielleicht ist er doch ein viel besserer Mensch, als du denkst — innerlich viel gütiger und weicher — und zeigt das nur nicht unter der harten äußern Schale. Und zugleich hörte sie neben sich wieder seine Stimme. Er sagte nur leise: „Thomafine . . .“ und hatte die Fügel in die linke Hand genommen und streckte ihr seine Rechte entgegen — und sie war im Begriff, sie zu nehmen — da rief jemand hinter ihnen in hanseatischem Tonfall: „Herr Bardefleet . . . Herr Bardefleet . . .“ und, als jener es nicht hören wollte, sondern hastig sein Pferd antrieb, noch stärker: „Herr Bardefleet!“ — und zugleich schoben sich ein paar aus einer Seitengasse kommende, mit grünen Zuckerrohrbüscheln beladene Kamel: schwerfällig und wankend an dem Dogcart vorbei, so daß er halten mußte und der Konjul Husebeck Zeit gewann, zu den beiden heranzutreten und lachend zu sagen: „Sie haben aber ein schlechtes Gehör für einen so großen Jägersmann, Herr Bardefleet . . . das soll wohl sein . . . dreimal hab' ich gerufen . . .“ Und um Erich Bardefleets Lippen zuckte es, und er antwortete mit der Freundlichkeit, mit der ein gereizter Tiger sein weißes Gebiß zeigt: „Ach . . . Sie sind's, Herr Konjul! Welcher Teufel . . . welcher glückliche Zufall führt denn Sie gerade her . . .?“

„Nu . . . ich geh' hier so'n büschen spazieren!“ meinte der alte Herr behaglich. Es gab jeden Tag für ihn eine stille Stunde, wo er der Obhut seiner Gattin entschlüpfte und dann, bedächtig und gravitatisch, den Weg zu Orten einschlug, wo man ihn am wenigsten vermutet hätte, zu den arabischen Cafés am Fischmarkt mit ihren Bauchtänzerinnen und derlei. Frau Husebeck gegenüber schützte er dann Besorgungen vor. Und sie glaubte es auch.

„So, Sie vertreten sich hier nur die Beine! Warum rufen Sie mich denn dann aber nur um Gottes willen an? Was gibt es denn?“

„Nichts Besonderes“, meinte der Konjul erstaunt. „Man snackt eben ein paar Worte, wenn man sich gerade trifft . . .“

„So, man snackt . . .“ Der andere wiederholte das in stiller Wut und schwieg dann und sah geradeaus vor sich hin. Er hoffte, das Gespräch wäre nun zu Ende und der Störenfried würde weitergehen. Aber der Konjul fühlte sich hier ganz wohl.

„Heißt es heute!“ sprach er harmlos. „Was?“

„Ja.“

„So'n lütter Regen hier, das täte gut . . .“

„Ja.“

„Aber das soll ja wohl nicht sein, hier zu Lande.“

„Nein.“

Gerade eben sperrte wieder ein neuer Kameltrupp den Weg. Der alte Husebeck wendete sich gemächlich an seine Schutzbefohlene. „Nun, schon so früh zurück, Fräulein Thomafine?“ fragte er und kniff dabei schlau ein Auge in seinem faltigen bartlosen Gesicht zu, als Zeichen des stillen Einverständnisses mit ihrem Geheimnis. Und sie erwiderte: „Ich bin ein wenig angegriffen!“

„Ja, das hab' ich mir gedacht, daß Sie das mitnehmen würde! Es ist auch eine tolle Geschichte . . .“

Er sagte das ganz beiläufig, so wie man von diesem und jenem redet, und Erich Bardefleet machte zugleich eine heftige Bewegung mit Zügel und Peitsche, um, fast ohne Gruß, über die freigewordene Straße wieder anzutreten. Aber sie legte ihm die Hand auf den Arm und bat: „Warten Sie doch noch einen Augenblick!“ und fragte dann: „Was ist denn das für eine Geschichte, Herr Husebeck? Ich weiß von nichts!“

„Ja, hat Ihnen denn Herr Bardefleet nichts erzählt?“ Der alte Herr riß die Augen auf.

„Nein.“

„Aber . . . Herr Bardefleet . . . Sie haben doch neben mir gestanden, heute morgen, vor dem Hotel. Ihr eigener Freund, der Engländer, der die Nacht auf dem Nil liegen hatte, ist doch gerade vorbeigekommen und hat es in meiner Gegenwart Ihnen geschildert . . .“

„Man braucht doch nicht gleich alles weiter zu erzählen!“

„Aber immerhin . . . so etwas . . .“

„So etwas Besonderes ist das schließlich doch auch nicht!“ Erich Bardefleet war äußerst finster und ungeduldig. „Kommen Sie! . . . Wir wollen weiterfahren, Fräulein Rasmussen!“

Aber sie hörte gar nicht auf ihn, sondern wendete sich an Klaus Husebeck: „Was ist denn nun eigentlich geschehen? Sie machen einem ja wirklich schon Angst . . .“

„Ja, da ist doch der närrische Klaus!“ jagte der alte Herr langsam. „So'n lütter Mensch aus dem Mond mit zu kurzen Hosens, der Sie vorgestern abend immer im Ballsaal gesucht hat, als ob Sie ihn hinstellt hätten . . . Sie wissen?“

„Ja . . . ja . . . Kilian Böhm . . . und weiter . . .?“

„Der ist ja wohl heute nacht in den Nil gesprungen!“ berichtete der Konjul. Und Thomafine Rasmussen fuhr mit einem Schrei des Schreckens zurück, und er beschwichtigte: „Aber er lebt! . . . Er lebt! . . . Sie haben ihn gerade noch am Schlafittchen zu fassen bekommen und herausgezogen!“

Und nun erzählte er, umständlich wie er war, das Nähere. Also jener Engländer, Erich Bardefleets Freund, brachte die Nacht auf seiner Dahabiye zu, weil er am nächsten Morgen ganz früh nilaufwärts segeln wollte. Um die zwölfte Stunde weckt ihn ein Geräusch. Er vermutet Diebe, nimmt seine Pantoffel und seinen Revolver, schlüpft aus seiner Kabine und kommt gerade noch auf Deck, um da zu sehen, wie ein kleiner dicker Araber mit dunkeln Vollbart, der auf der Laufplanke vom Ufer herübergestiegen ist, sich zusammenduckt und verzweifelt, mit krampfhaft hochgezogenen Knien über Bord schnell und wie eine Bleitugel in das Wasser plumpst und auch gleich untergeht. Zum Glück aber hatte er das alles so ungeschickt gemacht und war gegen die Strömung gesprungen, so daß die ihn gegen die Planken der Dahabiye trieb und da festklemmte, bis der Engländer und der Mei's, sein Schiffsführer, und die Bootsleute nach ihm greifen und ihn glücklich herausfischen konnten. Er half schließlich selbst dabei. Es war ihm auch nicht mehr gemächlich da unten. Nilwasser hatte er ja genug geschluckt. Aber das war ja nichts Ungefährliches. Er kam jedenfalls mit einem kürzeren oder längeren Krankenlager davon.

„Und wo ist er jetzt?“ fragte Thomafine. Sie war ganz ruhig geworden.

„Sie haben ihn in seine Wohnung gebracht!“



„Dann bitte, steigen Sie hier bei uns ein, Herr Husebeck!“  
Der alte Herr fügte sich ihrem Wunsch, der mehr wie ein Befehl klang. „Aber wohin soll es denn gehen?“ fragte er verwundert.

„Zuerst wird Herr Bardebleet die Freundlichkeit haben, uns recht rasch nach dem Hotel zu fahren, nicht wahr?“

„Wie Sie wünschen!“ sagte jener und gab dem Araber den Kopf frei. Er sah sehr finster und verdrossen drein, so, als ob er den alten Husebeck, der, gemächlich sich den Schweiß von dem Graukopf trockenend, hinter ihm saß, am liebsten erwürgt hätte. Und nach einer Weile des Schweigens versetzte er schroff, und es klang doch wie eine Rechtfertigung: „Schließlich . . . ich hielt es nicht für nötig, Ihnen brüderlich jede neue Dummheit Kilian Böhm's zu unterbreiten, auch diese letzte und größte nicht. Ich wollte erst einmal meine eigenen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Sie werden das doch begreifen!“ Und sie erwiderte ebenso kurz: „Ob Sie mir's nun gesagt haben oder nicht . . . jetzt weiß ich's ja!“ und da hielt auch schon der Wagen vor dem Gasthaus, und sie winkte im Aussteigen den schnurrbärtigen Oberkassawaffen im Lurlofostium heran und fragte ihn, ob er etwas von dem Vorfall am Nil wisse und dem Effendi, den man da glücklich gerettet habe, und wie man wohl am besten in dessen Wohnung gelangen könne.

Nach kurzem Wortwechsel zwischen den Eingeborenen wurde ein vorübergehender Araber angerufen. Der mußte zufällig den Weg und war bereit, als Führer zu dienen. Und nun sagte Thomafine Rasmussen zu dem Konsul: „Bitte, kommen Sie mit!“

„Wohin denn?“

„Zu Kilian Böhm!“

„Ja — aber . . .“

Sie hörte sein „Aber“ gar nicht oder beachtete es nicht. „Wir müssen wohl zu Fuß gehen!“ sagte sie. „Durch die engen Gassen!“ Und damit schritt sie schon hinter dem Araber her, und Klaus Husebeck schüttelte wohl den Kopf, aber er folgte ihr, während Erich Bardebleet, den sie gar nicht weiter beachtete, düster und mit einem verächtlichen Lächeln an der Terrasse stehen blieb, und versuchte noch einmal, sie, als sie an der Esbefeh dahingingen, umzustimmen. Was sie sich denn nur bei diesem Unternehmen dachte? — Und sie suchte zur Antwort nur die Achseln. Und ob sie denn wisse, wer dieser Kilian Böhm eigentlich sei? — Und sie erwiderte nur „Ja —

krank ist er!“ — und hielt dabei die Augen unverwandt auf den Wegweiser gerichtet, um den nicht zu verlieren.

Denn jetzt steigerte sich schon der Straßenlärm zu phantastischen Lauten, dichter und bunter wimmelten die Menschen, wie schwarze Höhlen gähnten die Eingänge der Gassen, eine feuchte kühle Dämmerluft, langgezogene Muse, seltsam faultige Gerüche drangen aus ihnen — man war auf der Schwelle zwischen Morgen- und Abendland, am Eingang der arabischen Altstadt, und Klaus Husebeck meinte besorgt: „Weiß Gott, wo wir hingeraten! — Wenn möglich in eine Opiumhöhle . . . unter Haschischraucher oder in eine levantinische Spielhöhle . . .“

„Strengen Sie nur Ihre Phantasie an, Herr Husebeck!“ sagte Thomafine Rasmussen und bog, ihrem Führer folgend, in eine finstere Seitenstraße, deren Pflaster hauptsächlich aus Gemüseresten, Hühnerfedern und Eierchalen bestand.

„Und überhaupt: dieser Doktor Böhm soll ja wohl Mohammedaner sein. Denken Sie nur: wenn wir da unversehens in einen Harem geraten!“

„Das könnte Ihnen wohl passen!“ versetzte sie erbittert, und der alte Herr schwieg betreten. Er hatte immer schon die Angst, daß Fräulein Rasmussen halb und halb hinter seine Schliche gekommen war. So setzten sie ihren Weg fort, durch ein Gewirr von Winkeln und Höhlen, in die kaum mehr die Sonne hineinschien. Am Boden war lauter Schmutz, in der Luft lauter Staub, vor den Augen unruhige grelle Farbensflecke, in den Ohren wirrer Lärm, und der Araber vor ihnen ging weiter und weiter, es schien ganz unbegreiflich, wie er und die Menschen, die um sie strömten, sich überhaupt noch im Innern dieses Labyrinths zurechtfinden konnten, und führte sie durch einen überwölbten Engpaß, den Duzende von Pantoffelmachern bevölkerten, und an Moscheen vorüber und über Plätze, auf denen es entsetzlich nach den zu Tausenden aufgestapelten Fischen roch, und Thomafine begann doch auch das Herz etwas zu klopfen. Wie würde sie Kilian Böhm finden? Am Ende wirklich in einem dieser rätselhaften, fest nach außen verschlossenen niederen Häuser des Islams, hinter deren hölzernen Gitterfenstern einmal zwei große, mandelförmige Frauenaugen über einem weißen Schleier auf sie herabsahen? — oder im Kreise fanatischer, härtiger Bettelderrische und brauner Egeltreiber? — oder . . . sie dachte nicht weiter und schritt geradeaus. Sie wollte zu ihm hin. (Schluß folgt.)

## Waldheimat.

Dort über der grauen Heide  
Lag meiner Kindheit Wald:  
Schwarzgrün der Kiefern Heide,  
Die Stämme rostrot, alt.  
Da lag meiner Kindheit Glaube  
Tief drinnen im Dämmerchein,  
Ich war eine wilde Taube  
Im heil'gen Hain.

Die blauen Heideglocken  
Schwangen im Mittagsbrand,  
Ich hör' es lachen und locken  
Weit, weit ins Wunderland,  
Und hörte das Herz mir pochen  
Vor Schauer und Seligkeit,  
Und habe kein Blümlein gebrochen  
Vor Einsamkeit.

Dort über der grauen Heide  
Steht nun der Wald nicht mehr,  
Und über die blache Weide  
Fahren die Winde her.  
Es bligte die Art im Vogen —  
Das tat eines Menschen Hand!  
Die Taube irt weltverflogen  
Im fremden Land.

Gertrud Frein le Fort.

## Landerziehungsheime.

Von Ludwig Fleischer.

In dem Gefüge und Gebälke unseres Erziehungs-, Unterrichts- und Bildungswesens scheint es bedenklich zu krachen; der Jahrtauende alte Bau wird allgemach morsch und brüchig, und alle Beschönigungsversuche können über die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß das Gebäude in seinen Grundfesten wankt und dem Ansturm der Zeit nicht lange mehr wird standhalten können. Ein Reformvorschlag folgt

dem andern; dazwischen ertönen aber auch die Mahnrufe besorgter Schulmänner, man möge sich vor Übereilungen hüten und das heutige, in manchem Belange doch noch gute System nicht vor schnell gegen ein unsicheres, neues eintauschen, das erst erprobt sein will.

Die eigentliche, in der weiten Öffentlichkeit freudig begrüßte Bewegung gegen Art, Wesen und Erziehungsmethode unserer

Schulen setzte aber erst vor etwa fünfzehn Jahren ein, als Paul Güßfeldt mit seinem Buch „Die Erziehung der deutschen Jugend“ auftrat, als Hugo Göring im Verein mit W. Freyer die „Neue deutsche Schule“ begründen wollte, und als der Kaiser selbst in der ersten Berliner Schulkonferenz mit allem Nachdruck auf die Schäden und Gefahren hinwies, die der schablonenhafte Betrieb der Studien an den höheren Schulen mit sich bringe. Eine Flut von Vorschlägen und Broschüren ergoß sich damals über das Land — dem preussischen Kultusminister von Gohler wurden nicht weniger als 487 Reformvorschläge unterbreitet — und die Anhänger der verschiedenen Richtungen kreuzten in Vereinen, Zeitschriften und Resolutionen vor aller Welt die Klängen.

Seitdem aber hat sich wieder manches geändert; es handelt sich jetzt nicht mehr bloß um die stärkere Betonung der humanistischen oder realistischen Richtung, sondern der ganze Schulbetrieb soll von Grund auf umgestaltet, auf den Trümmern der alten soll eine neue Schule, die Schule der Zukunft errichtet werden.

Die Anfänge dieser Bewegung reichen erst einige Jahre zurück. Im Jahre 1897 erschien das Buch „Emlohtobba, Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft“, das in seinem ersten Teil eine Schilderung der von Dr. Cecil Reddie seit dem Jahre 1889 auf dem Landgut Abbotsholme geleiteten „New School“ enthielt; im zweiten Teil des Buches wurde die alte „Unterrichtsschule“ einer strengen Kritik unterzogen, und der dritte enthielt eine Skizze des Systems der neuen „Erziehungsschule“. Die vorgebrachten Ideen fanden viel Anklang, und schon im Jahre 1898 konnte Dr. Hermann Liep bei Ilfenburg im Harz sein „Deutsches Landerziehungsheim“ eröffnen, dessen Zöglingzahl derart anwuchs, daß seitdem, wie wir noch hören werden, solche Heime unter der gleichen Oberleitung und als Nachbildungen an vielen andern Orten entstanden.

Es soll nun zunächst eine Schilderung des Lebens und Treibens in einem solchen Heim versucht werden, wobei vielleicht am besten die Eigenheiten der dort geübten Erziehungsmethoden und ihre Unterschiede von den üblichen veranschaulicht werden können; es dürften dann gewiß die Erwägungen begreiflich erscheinen, die zur Errichtung der Landerziehungsheime führten.

Im Verhältnis zu den übrigen Beschäftigungen nimmt der eigentliche Unterricht daselbst etwa nur ein Drittel der Zeit,

also beiläufig fünf Stunden des Tages, in Anspruch; er ist hauptsächlich auf die Vormittagsstunden verlegt, während der Nachmittag für Spiel und Sport sowie Beschäftigung in den Werkstätten, auf dem Feld und im Garten frei bleibt. Die Tageseinteilung im Internat ist überhaupt streng geregelt. Ein Glödenzeichen weckt des Morgens die Schläfer; sogleich nach dem Aufstehen nehmen die Knaben ein Sitzbad, dann stellen sie sich alle vor dem Schulhaus zu einem etwa zehn Minuten währenden Dauerlauf an. Hierauf wird in einer Kapelle oder im Freien die Morgenandacht abgehalten. Nach dem ersten Frühstück, das wie alle Mahlzeiten gemeinsam im Speisesaal eingenommen wird, machen die Knaben selbst ihre Betten, dann beginnt der Unterricht, der alle Gegenstände einer einheitlichen Mittelschule, unter stärkerer Anlehnung jedoch an eine Realschule, umfaßt, so daß die Schüler sich am Schluß ihrer Studien, die sechs bis neun Jahre in Anspruch nehmen, dem Abiturientenexamen unterziehen können; ebenso können die Zöglinge die Prüfung für den Einjährig-Freiwilligen-

dienst ablegen; für dieses Examen werden sie ungefähr dergleichen Zeit vorbereitet wie an den staatlichen Schulen. Im Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes steht die deutsche Sprache. Wie aus einem der veröffentlichten Jahresberichte\*) zu entnehmen ist, hat ein Schüler, der die Oberprima des Landerziehungsheims in Haubinda besuchte, an der Ober-

### Zeitverteilung für je eine Woche in den Deutschen Landerziehungsheimen.

(Der Sonntag ist dabei nicht in Betracht gezogen.)

	Ilfenburg			Haubinda			Bieberstein		
	VI	V	IV	IIIb	IIIa	IIb	IIa	Ib	Ia
Schlaf . . . . . täglich . . .	60 10	57 9½	57 9½	54 9	54 9	51 9-8½	51 8½	51 8½	51 8½
Mahlzeiten . . . . . täglich . . .	ungefähr 90 Minuten, wöchentlich ungefähr 9 Std.								
Freie Beschäftigung an Wochentagen	18	18	18	12	12	18	18	18	18
täglich . . . . .	3	3	3	2	2	3	3	3	3
Gemeinsames Spiel und Turnen . . .	5	5	5	4	4	4-3	2	2	2
Praktische Arbeit . . . . .	6	6	6	8	8	8-6	5	5	5
Malerische Arbeit, Gesamtzahl . . .	6	6	6	7	7	6	4	4	4
Singen . . . . .	3	3	3	3	3	3	2	2	2
Instrumentalmusik (sukzessiv) . . .	verschieden, im allgemeinen 2 Std. Unterricht; 20-30 Minuten täglich üben.								
Zeichnen und Modellieren . . . . .	3	3	3	3	3	3	2	2	2
Staubmalerei . . . . .				1	1				
Wissenschaftliche Hausarbeit (Arbeitsstunden) . .	6	6	9	12	12	12-18	18	18	21
Wissenschaftliche Unterrichtsstunden Gesamtzahl . .	24	25	25	30	30	30	30	30	30
<b>Einzelstächer:</b>									
Gesundheitslehre . . . . .	6	4	4	3	1	3	3	3	3
Deutsch . . . . .	3	3	3	3	3	3	3	3	3
Religionsgeschichte . . . . .	2	2	2	2	2	2	2	2	1
Geschichte . . . . .	2	2	2	2	2	2	2	2	3
Naturlehre . . . . .	4	3	3	2	2	2	2	2	3
Physik . . . . .				1	1	3	3	3	3
Chemie . . . . .					1	2	3	3	3
Rechnen-Algebra . . . . .	6	5	3	3	3	3	3	3	3
Geometrie . . . . .			2	3	5	5	5	5	5
Französisch . . . . .		6	6	5	5	5	5	5	5
Englisch . . . . .				5	6	6	4	4	4
Schreiben . . . . .	1								
<b>Fakultät. wissenschaftl. Unterricht</b>									
Latein . . . . .					2	2	2	2	2
Griechisch . . . . .									2

realschule zu Wiesbaden die Reifeprüfung gut bestanden, fünf Schüler der Klasse Sekunda erlangten als Externe an der Realschule zu Sonneberg die Reife zum Einjährig-Freiwilligendienst, während drei, die sich der schriftlichen Prüfung unterzogen hatten, dieses Ziel nicht erreichten. Auch Schüler, die sich außerhalb des Heims einer kurzen Vorbereitung zum Examen unterzogen, bestanden verschiedene Prüfungen, so z. B. zwei Schweizer die Reifeprüfung in ihrer Heimat, ferner je einer die Eintrittsprüfung in Heer und Marine, andere wieder das Examen zum Einjährigendienst.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Heime für das Alter von 10 bis 18 Jahren und für die Absolvierung jener Schulen bestimmt sind, die wir als Mittelschulen (Gymnasium, Realschule, Realgymnasium) zu bezeichnen pflegen, und daß auf die Erlangung von Berechtigungen kein besonderes Gewicht gelegt wird — „die Erlangung von Berechtigungs-

\*) Das sechste Jahr im deutschen Landerziehungsheim. Herausgegeben von Hermann Liep. (Schloß Bieberstein, Haubinda und Ilfenburg)



Der Verlobungsring.  
Gemälde von G. G. Cooke.

By permission of Raphael Tuck & Sons, London.

r ist  
der  
den  
Die  
gelt.  
leich  
dann  
zehn  
riner  
Nach  
im  
ihre  
riner  
an  
ule,  
daß  
sich  
hrer  
echs  
ahre  
neh-  
lbi-  
men  
fön-  
fön-  
inge  
für  
rig-  
n-  
gen;  
men  
nge-  
chen  
eitet  
aat-  
len.  
unft  
ter-  
die  
che.  
nem  
lich-  
sbe-  
ent-  
hat  
der  
ima  
rzie-  
in  
uch-  
ber-  
ünf  
der  
en-  
ter-  
die  
um  
B.  
je  
der  
Das  
ner  
im,  
daß  
Be-  
gs-  
us-  
und

zeugnissen kann aber so wenig Ziel und Zweck der Landerziehungsheime wie irgendeiner andern Erziehungsschule sein“, sagt Dr. Liez, der Gründer und Leiter dieser Anstalten. Wohl aber werden in den Heimen selbst Zeugnisse ausgestellt, die das leibliche Ergebnis und die äußere Führung, das sittlich-religiöse Ergebnis und das geistige Ergebnis aufweisen. Die Heime können daher als eine jener Formen angesehen werden, unter denen man sich die Zukunftsschule organisiert denkt; ihr System und ihre Einrichtung wurzeln in den Anschauungen Basjedows, Pestalozzis, Rousseaus und anderer Philanthropen; sie wollen — und darin liegt ihr großer Wert — den Schulbetrieb derart regeln, daß sie gegenüber einer einseitigen Unterrichtsschule das Erziehende im weitesten Sinn zur Geltung bringen, indem sie neben dem wissenschaftlichen, für einen bestimmten Beruf nötigen Unterricht auch praktische Arbeit auf dem Feld, im Garten und in den Werkstätten in ihren Erziehungsplan aufnehmen.

Was uns jedoch vom pädagogisch-didaktischen Standpunkt aus als überaus wertvoll in den Landerziehungsheimen erscheint, das ist der Umstand, daß sie in ihrem Lehrplan auch vor einer entsprechenden Fächerverschmelzung nicht zurückschrecken und überhaupt zwischen den einzelnen Gegenständen möglichste Einheit herzustellen suchen, ohne daß dadurch jedoch irgendein

Fach der ihm gebührenden Selbständigkeit beraubt werden würde; in den Heimen gibt daher im allgemeinen ein Lehrer einer Klasse in so vielen Fächern Unterricht, wie ihm möglich ist, so daß man daselbst das Fachlehrersystem mit seinen mannigfachen Nachteilen nicht kennt. Es ist ferner als ein großer Vorteil anzusehen, daß in den Heimen die so wichtige Annäherung zwischen Lehrer und Schüler stattfindet, daß der starke Bann gebrochen wird, der nur zu oft über unserm Schulleben lastet; schon diese Tatsache allein, die eine der wesentlichsten Seiten der vielbewunderten englischen Schulerziehung darstellt, würde das rege Interesse, das alle Eltern und Schulfreunde den Landerziehungsheimen entgegenbringen, begreiflich erscheinen lassen.

Die Landerziehungsheime nehmen an Zahl rasch zu; neben den noch näher zu erwähnenden Heimen in Deutschland gibt es jetzt auch solche in Frankreich (die Ecole des Roches und die Ecole d'Aquitaine in Chalais), in der Schweiz (das Institut „Engiadina“ in Zuoz im Oberengadin) und in Österreich (Landerziehungsheim „Jugendheim“ in Würzschlag); es

gibt ebenso Landerziehungsheime für Knaben wie für Mädchen und solche für beide Geschlechter, die sich alle in ihrer Einrichtung — letztere nach dem Prinzip der Koedukation, der gemeinsamen Erziehung — gleich trefflich bewährt haben. Allein bei allen diesen Vorzügen in der Methode und der Arbeitsweise der Heime drängt sich doch die Frage auf, ob die daselbst vermittelte Unterweisung und Erziehung ihr Ziel auch erreichen und ob nicht etwa der intellektuellen Arbeit, dem gedächtnismäßigen Lernen zu wenig Raum gelassen werde. Die Freuen und Förderer der Heime glauben diese Fragen im günstigen Sinn beantworten zu können, denn sie messen dem Gedächtnis nur eine untergeordnete Stellung in der Rangordnung geistiger Funktionen bei, indem sie darauf hinweisen, daß bedeutend

Männer der Wissenschaft nur über ein schwaches, halb Blödsinniges dagegen über ein ganz außerordentlich starkes mechanisches Gedächtnis verfügen können. Wir sagen schon, daß die Landerziehungsheime in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt haben; freilich werden sie wohl noch manche Schwierigkeiten und namentlich manche Vorurteile zu überwinden haben, bevor sie sich zu allgemeiner Geltung durchringen werden.

Eins aber wird unbestritten bleiben müssen: mit ihren naturgemäßen Lehrplänen und der Fülle von Anregungen, die sich aus dem vielgestaltigen Leben in

Werkstatt, Feld und Wald von selbst ergeben, bieten die Landerziehungsheime eine unschätzbare Gelegenheit zur Charakterbildung des Züglings und zur Wertschätzung der körperlichen Arbeit. Dabei wird jede Überbürdung und Überlastung des Schüler vermieden; sie ist weder durch den Lehrvorgang noch durch die Summe des durchzunehmenden Lehrstoffes möglich, indem die Methode psychologischen Grundgesetzes angepaßt und so eingerichtet ist, daß das Interesse des Schülers stets wachgehalten, seine freudige und werktätige Mitarbeit am Unterricht gesichert wird. Wie klug ist es z. B., wenn im Vormittagsunterricht einiges über das Schlagen von Brücken, über das Messen der Höhe von Bäumen mitgeteilt und am Nachmittag an den Fluß oder in den Wald gegangen wird, um die theoretischen Unterweisungen gleich auch praktisch durchzuführen. Ein kurzer Überblick über einige der bisher errichteten Landerziehungsheime und die daselbst erzielten Erfolge möge diese Skizze abschließen.

Unter den bloß für Knaben bestimmten Heimen gedeiht prächtig das zu Ilfenburg am Harz, das ein Gebiet von etwa 20 Morgen umfaßt. Die großen Gärten und Obst-

Ein Tag im Deutschen Landerziehungsheim.

	Ilfenburg	Haubinda	Bieberstein	Wannsee	Watenhofen
<b>Aufstehen</b> . . . . .	7	6 <sup>30</sup>	6	7	7
I. Frühstück . . . . .	7 <sup>15</sup> Frühstück u. Stimmerordn.	6 <sup>30</sup>	6 <sup>35</sup>	7—7 <sup>20</sup>	7 <sup>10</sup>
I. Unterrichtsstunde . . . . .	7 <sup>45</sup> —8 <sup>30</sup>	6 <sup>45</sup> —7 <sup>30</sup>	6 <sup>45</sup> —7 <sup>35</sup>	7 <sup>45</sup> —8 <sup>30</sup>	8—8 <sup>45</sup>
Zimmerordnen . . . . .	8 <sup>45</sup> —9	7 <sup>35</sup> —7 <sup>45</sup>	7 <sup>45</sup> —7 <sup>50</sup>	8 <sup>35</sup> —8 <sup>45</sup>	8 <sup>45</sup> —9
II. Unterrichtsstunde . . . . .	9—9 <sup>45</sup>	7 <sup>45</sup> —8 <sup>30</sup>	7 <sup>50</sup> —8 <sup>35</sup>	8 <sup>45</sup> —9 <sup>30</sup>	9—9 <sup>45</sup>
Dauerlauf . . . . .	9 <sup>45</sup> —10 <sup>15</sup> Frühstück	8 <sup>30</sup> —9	8 <sup>35</sup> —8 <sup>45</sup>	9 <sup>30</sup> —10	9 <sup>45</sup> —10
III. Unterrichtsstunde . . . . .	10 <sup>15</sup> —11	9—9 <sup>45</sup>	8 <sup>45</sup> —9 <sup>30</sup>	10—10 <sup>45</sup> Spiel	10—10 <sup>45</sup> II. Frühstück
II. Frühstück . . . . .	11—11 <sup>15</sup> frei	9 <sup>45</sup> —10 <sup>15</sup>	9 <sup>30</sup> —10	10 <sup>45</sup> —11 <sup>10</sup>	10 <sup>45</sup> —11
IV. Unterrichtsstunde . . . . .	11 <sup>15</sup> —12	10 <sup>15</sup> —11	10—10 <sup>45</sup>	11 <sup>10</sup> —11	11—11 <sup>45</sup> Kauf, o. Pol. geb.
V. Unterrichtsstunde . . . . .		11 <sup>15</sup> —12	11—11 <sup>45</sup>	11—1 abwechselnd Hauswirtschaft, Werkstatt, Zeichen	
Frei, Gesang, Sommer Baden, Musikunterricht und Uben . . . . .	12 <sup>10</sup> —12 <sup>20</sup> Zeich., Gesang	12 <sup>15</sup> —12 <sup>30</sup> dreimal	12 <sup>15</sup> —12 <sup>30</sup> dreimal		
<b>Mittagessen</b> . . . . .	1	1	1	1	
Musikspiel . . . . .		11 <sup>30</sup> —1 <sup>10</sup>			
Praktische Arbeit . . . . . (Zeichnen, Turnen) dreimal, 3—4 Uhr im Winter Spiel . . . . .	2—4	2—4	2—4	2—4	2—4
Nachmittagsimbiss . . . . .	4 <sup>15</sup> —5	Turn., Spiel	4	4—4 <sup>15</sup>	4—4 <sup>15</sup>
Wissenschaftl. Arbeitsstunde . . . . .	5—6 <sup>15</sup>	4 <sup>30</sup> —6 <sup>30</sup>	4 <sup>30</sup> —6 <sup>45</sup>	4 <sup>15</sup> —5 Arbeitst. u. Uben, Bad.	4 <sup>15</sup> —6 <sup>15</sup>
<b>Abendessen</b> . . . . .	6 <sup>30</sup>	6 <sup>30</sup>	6 <sup>45</sup>	6	6 <sup>45</sup>
Frei, Spiel, im Sommer 3 mal . . . . .	6 <sup>35</sup> —7 <sup>15</sup>	6 <sup>45</sup> —7 <sup>45</sup>	7 <sup>15</sup> —8	6 <sup>35</sup> —7 <sup>20</sup> frei o. Zettelpl. u. Kl.	7—8
Tagesabschluss (Kapelle) . . . . .	7 <sup>30</sup>	8	8	7 <sup>20</sup> Kapelle	8
<b>Zu Bett</b> . . . . .	8	8 <sup>30</sup>	9	8	8 <sup>30</sup>
Freinachmittage . . . . .	2. Mittwoch, Sonnabend	1. Mittwoch	2. Mittwoch, Sonnabend		

anlagen versorgen das Heim mit Gemüse und Früchten und bieten Gelegenheit zu praktischer gärtnerischer Betätigung; überdies wird daselbst eine kleine Landwirtschaft betrieben, und in einer Tischlerei können die Anfänge des Tischlerhandwerks erlernt werden. In diesem Heim befinden sich die Klassen Serta bis Quarta, also jüngere Knaben, deren Zahl 60 nicht überschreiten darf. Je zehn bis zwölf Knaben bilden eine Art Familie, damit die Knaben den Übergang vom Elternhaus zur Schule weniger stark empfinden.

Das Heim zu Haubinda bei Hildburghausen umfaßt 430 Morgen Wald und 115 Morgen Wiesen, außerdem gehören Acker, Gärten und Obstanlagen zu dem Gut. In den Werkstätten des Heims wird womöglich alles hergestellt, was im Heim selbst an notwendigen Einrichtungsstücken gebraucht wird. In Haubinda befinden sich die Klassen von Untertertia bis Untersekunda, und zwar in jeder Klasse höchstens zwanzig, im ganzen Haus etwa neunzig Schüler. Der Schüler, der vorher drei Jahre in Ilfenburg zugebracht hat, findet nun Gelegenheit, hier weitere drei Jahre zu verbringen, wobei er den größeren Ernst der wissenschaftlichen Arbeit kennenlernt.

In dem Väterziehungsheim auf Schloß Bieberstein bei Fulda befinden sich die Klassen von Untersekunda bis Oberprima. In diese Abteilung der Heime werden höchstens 70 Schüler aufgenommen, damit auch hier „Schüler und Lehrer einander näherkommen und die Klassen klein bleiben“. Auf dieser Stufe soll eine Vertiefung in Wissenschaft und Kunst erfolgen. Dem Leiter des Heims schwebt als Ziel ein derartiges Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler vor, wie es etwa zwischen den griechischen Philosophen und deren Jüngern bestand. Während die Lehrer der früher genannten Heime zumeist verheiratet sind, damit den Schülern Gelegenheit geboten werde, auch das Familienleben kennenzulernen, unterrichten auf Bieberstein hauptsächlich unverheiratete Lehrer, damit sie un-

gehindert gemeinsam mit den Schülern arbeiten können. Unter den Väterziehungsheimen für Mädchen sei zunächst jenes zu Stolpe bei Wannsee erwähnt; es befinden sich daselbst Kinder im Alter von 9 bis 14 Jahren, die in ähnlicher Weise mit ihren Lehrerinnen zusammen leben, arbeiten und spielen, wie es die Knaben in Ilfenburg tun. Für Mädchen im Alter von 13 bis 18 Jahren ist das Heim auf Schloß Gaienhofen am Bodensee bestimmt.

Von den außerhalb Deutschlands gelegenen Heimen wäre das im Jahr 1902 errichtete Väterziehungsheim Glarisegg in der Schweiz zu erwähnen. Es sei ferner auf die New School Abbotsholme bei Rochester in Derbyshire (England) hingewiesen, die, wie bereits erwähnt, seit etwa 17 Jahren besteht, und die eigentlich das Vorbild für die deutschen Heime abgab. Im Unterricht wird auf Abbotsholme versucht, die modern naturwissenschaftlichen Fächer mit den altsprachlichen zu verbinden und die Zöglinge auf den Besuch von Universität und Polytechnikum vorzubereiten. Außer dieser Anstalt gibt es in England noch einige kleinere mit ähnlicher Organisation.

Als eins der jüngsten Väterziehungsheime kann wohl das im Jahr 1905 eröffnete Heim „Juvenile“ in Würzzuschlag (Österreich) bezeichnet werden, das Knaben und Mädchen zugleich aufnimmt. Die Wahl der Lehrgegenstände und das Ausmaß des Lehrstoffes richten sich im allgemeinen nach dem praktischen Bedürfnis, d. h. je nachdem, ob die Knaben und Mädchen für die Unterprima in 2 bis 4, oder für die eigentliche Matura an einer öffentlichen Lehranstalt in 6 bis 8 Jahren vorbereitet werden wollen. Da aber im „Juvenile“ neben einer rein humanistischen auch eine rein realistische Vorbildung gegeben wird und die Zöglinge für das Abiturientenexamen am Gymnasium vorbereitet werden, so haben sie bei einem Übergang an eine Oberrealschule oder an die Technik eine Aufnahmeprüfung abzulegen.

## Blätter und Blüten.

**Ein Denkmal für Friedrich List in Aussen.** (Zu untenstehender Abbildung.) Am 8. September d. Js. wurde in Aussen, wo Friedrich List an den Hängen des Durer Köpfls seinem Leben 1846 durch einen Pistolenschuß ein Ende gesetzt hat, ein Denkmal des

großen Nationalökonomens enthüllt. Aus allen Kreisen der Wissenschaft und Kunst, Literatur und Industrie waren Gäste eingetroffen, und die Stadt hatte reichen Flaggenchmuck angelegt, um den Toten zu ehren, der verkannt und verbittert, ein Märtyrer großer Ideen, einst gelebt



Von der Enthüllung des List-Denkmal in Aussen.

H. Rang, Aussen, phot.

hat. Das in klassischen Formen gehaltene Denkmal ist eine Schöpfung des Bildhauers Frieschmer aus Charlottenburg. Vor einer halbbrunden Säulenhalle erblickt man die Gestalt Lisfs in sitzender Stellung mit verschlungenen Armen, den Blick ernst ins Weite gerichtet. Trotz der Schlichtheit, die in Mienen und Pose gewahrt wird, ist die Gestalt von großer Wirkung, man empfängt den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit. Professor von Cheberg aus Erlangen ward seiner von nationaler Begeisterung der Bedeutung Friedrich Lisfs getragenen Auffassung voll gerecht, und das schöne Monument wird an dem Toten gutmachen, was Engherzigkeit und Unverständnis am Lebenden gesündigt haben.

**Indianerweib von Arizona.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wie alt ist das Mütterchen, das dort in dem Sonnenbrand Arizonas am Wege hockt? Wie alt? Ja, sie weiß es selbst nicht. Damals, wo sie das Licht der Welt erblickt hatte, zählte man nicht die Jahre, lebte in den Tag hinein; denn es blühte noch der Weizen der Apatschen, und die Blaggesichter lamen noch nicht in Scharen über die Hoch-Mountains. Es war damals so schön, wo die Männer mit Pfeil und Bogen jagten, wo sie hinausritten, um sich Pferde und Efel zu holen, und jeden niederzuschlagen, der ihnen das wehren wollte. Lang, lang' ist's her, da ritt sie auch in solchem Zuge mit, ein blutjunges Ding, nur mit kurzen Unterröckchen bekleidet, den Vorratskorb auf der Kruppe des Bomys. Da geschah etwas; der Häuptling, der schöne Häuptling mit der federgeschmückten Lederlatpe, sprengte an sie heran und band ihr ein Stück Kumajell in das lose schwarze Haar. Es glänzt das Auge der Alten. Damals war es, wo sie die erste Liebe kostete, und nicht lange darauf, da wurde ein Bündel Pfeile über ihrem Haupt gebrochen, und sie war des Häuptlings Weib. Doch was feuzt sie so schwer? Sie waren wieder hinausgeritten, um Pferde und Efel zu holen, aber er kehrte nicht wieder; er war dort liegen geblieben mit durchschossener Brust. Da schor sich die Witwe in Schmerz und Jammer das lange schwarze Haar. Es wuchs ja wieder, aber die alte Zeit war dahin. Zerfrenkt die Apatschen, beschränkt auf Reservationen, man bettelte, hungerte, und schließlich griff der Jäger zur Gacke. Ein neues Heim, Kindererben und Enkel, die in Schule und Kirche gehen!

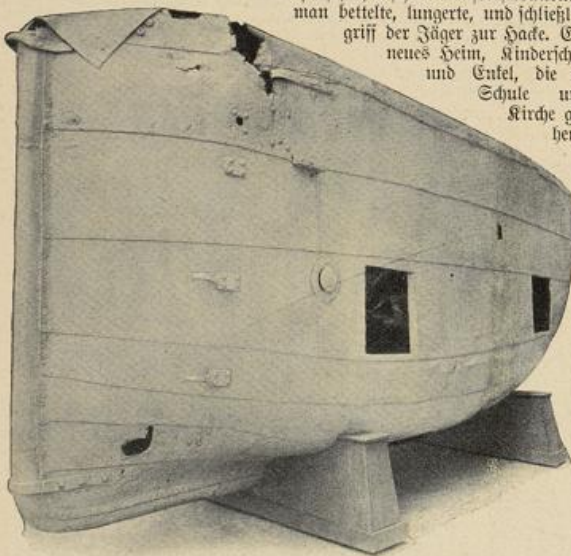


Indianerin von Arizona.

mit einem neuen, auf der Germaniawerft in Kiel hergestellten Unterseeboot angestellt, und diese Schiffsmanöver, deren Ergebnis von so großer Bedeutung für unsere Marine war, lenkten den Blick rückwärts, auf die ersten noch unbeholfenen Ansätze dieser Erfindung, die nun zu solcher Vervollkommnung gediehen ist. Es war im Winter 1850, als das erste deutsche Unterseeboot, vom Schiffsbock „der Teufel der See“ genannt, seine erste lähne Probefahrt antrat — wunderbarerweise ebenfalls im Hafen von Kiel. Der Erfinder, der sich und zwei treue Matrosen in dem sechsundzwanzig gebauten Leib dieses Bootes verschloß, war ein einfacher Ingenieur, der in seiner Dienstzeit als Kanonier den Plan zu der Aufsehen erregenden Erfindung gefaßt hatte. Er hieß Wilhelm Bauer, und sein Name ist eng verknüpft geblieben mit der Entwicklung des deutschen Rettungs- und Taucherwesens. Wilhelm Bauer hat sein ganzes ferneres Leben dem Dienst maritimer Erfindungen geweiht und zahllose Preise im In- und Ausland errungen für seine Taucherlampen und „unterseeischen Kamele“, seine hypnautische Korvette, seine Revolverbatterie für Küstenverteidigung usw. Aber er hat auch das Los vieler deutscher Erfinder geteilt, in Armut und Verlassenheit zu leben, und die „Gartenlaube“ hat es für eine Ehrenpflicht gehalten, dem deutschen Volk den Namen dieses Mannes immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, alle seine Arbeiten, die Ergebnisse langen Grübelns und weiten Kreiens von diesem Leben rastloser Arbeit im Dienst des Vaterlandes zu erzählen. Heute bringen wir zwei Bilder jenes ersten, von Wilhelm Bauer erfundenen Unterseebootes, den led gewordenen und verwitterten Schiffsrumpf und die für heutige Verhältnisse sehr primitiv erscheinende Maschine mit ihren großen „Treträdern“. Das hier abgebildete Boot, das gelegentlich seiner ersten Fahrt unterging und erst nach 37 Jahren gehoben werden konnte, wurde lange in Kiel verwahrt und ist kürzlich nach Berlin übergeführt und dem Museum für Meereskunde überwiesen worden. Es ist ergreifend, die im Jahrgang 1861 in der „Gartenlaube“ beschriebene Probefahrt des „Teufels der See“ zu lesen —

man sieht staunend vor dem an Tollkühnheit grenzenden Mut und der Todesverachtung seiner einfachen Lenker.

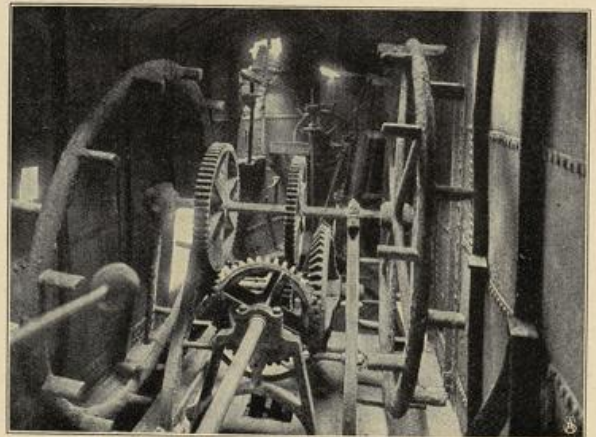
**Zu Kriegsnot.** (Zu dem Bild Seite 793 und den beiden Abbildungen auf der nebenstehenden Seite.) Die bösen Zeiten von 1756 sind angebrochen, der Preußenkönig marschiert auf Dresden, Schrecken und Furcht beherrschen das ganze Sachsenland. Der Hof hat die Flucht ergriffen, der Adel trachtet ihn nach. Nun gilt es noch, die Kunsthäuser seiner Schlösser vor der Plünderung zu retten und in feuerficheren Gewölben zu verstecken. Unser Bild zeigt die Herrschaft, mit einigen treuen Dienern in fieberhafter Hast das Hinunterhassen besorgend. Kisten und Dedeln stehen zum Einpacken bereit, ein vertrauter Schlosser öffnet und richtet die altersschwache Estantür, die zu dem geheimen Gewölbe führt; sie wird später mit leeren Kisten und Fässern so verstellt werden, daß keine Spur davon sichtbar bleibt. Eilige, vorsichtige Hände reichen die Truhen voll schweren Silberzeugs hinab, die herrlichen Standuhren mit Gold und Email, die chinesischen Vasen, alles, was vorher die großen Säle oben so heiter schmückte.



Das erste deutsche Unterseeboot von Wilhelm Bauer.

Sie sorgen für die Alte, sie kleiden sie warm und schön; damals hatte kein Apatschenweib ein solches Kleid besessen. Doch was gäbe sie nicht dafür, wenn sie wieder im kurzen Röckchen mit ihm reiten könnte! Geduld, Geduld! Wie alt ist man wohl? Das Ende naht, muß sicher nahest, und der alte Glaube wird wach. Ob sie ihn nicht wiederfindet, jung und schön, dort weit, weit in den glücklichen Jagdgründen der Seligen?

**Das erste deutsche Unterseeboot.** (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Im Frühling dieses Jahres wurden die ersten Versuche



Die Maschine des Bootes.

Aber nun kommt ein Stück, das merkwürdigste von allen, der „Ziegenbockreiter“, den der alte Graf selbst dem jüngsten Sohn behutsam zum Einpacken reicht. Was ist's eigentlich mit dem? Scheint der Blick des jungen Mannes zu fragen. Er wird in diesem Augenblick keine Antwort erhalten, auch nicht von der fassungslos schluchzenden Mutter, die bereits alles verloren sieht. Wir aber kennen Herkunft und Bedeutung der seltsamen Figur, die zu den barocksten und originellsten Gebilden der altberühmten Meißner Porzellanmanufaktur gehört und den Namen: „Der Schneider des Grafen Brühl“ trägt. Jeder denkende Beschauer dieser eben so seltsamen, wie bis in die kleinsten Einzelheiten wunderbar fein ausgeführten Kunstwerke des Bildhauers



Johann Joachim Kändler, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts als Hofkommissar und Modellmeister in Meissen angestellt war, erblickt darin wohl sofort eine zu Porzellan veredelte Satire, zu der ein besonderer Grund die Veranlassung gegeben hat. Und diese Annahme ist durchaus zutreffend, wenn wir einer legendenhaften Überlieferung den Rang einer geschichtlichen Tatsache verleihen. Betrachten wir zunächst die erste der auf einem Ziegenbock reitenden Figuren etwas näher, so sehen wir, daß der in ihr dargestellte Handwerksmeister einen langen gelben Rock mit buntem, lächerlich großem Blumenmuster von bäuerlichem Geschmack und auf dem Kopf einen schwarzen Hut mit bunten Bändern trägt. Auf seinem Rücken hängt eine hölzerne Bütte, aus der zwei Zidlein hervorguden; eines deckert ihm ins Ohr. Als Zügel dient ihm ein grünes Band, statt der Peitsche schwingt er eine mächtige Schere, statt des Regens hat er einen Ellenstab, und an Stelle der Pistolen stecken umgekehrte Flaschen in den Taschen. Ein Bügelleisen, das der Bock im Maul trägt, vollendet die Ausrüstung der Figur, an die sich bezüglich ihrer Entstehung folgende Anekdote knüpft: Graf Brühl, der allmächtige Minister Augustus des Dritten hatte seinem Schneider im Scherz versprochen, den von ihm geäußerten Wunsch, an einer Hofstapel im Meißnerjochloß einmal teilnehmen zu dürfen, bei Gelegenheit zu erfüllen. Da nun der Schneider den Grafen an dieses Versprechen immer wieder erinnerte, an eine wirkliche Teilnahme aber natürlich nicht zu denken war, so kam Brühl, um sich Ruhe zu schaffen, schließlich auf den Gedanken, seinen Schneider, wie oben beschrieben, in Porzellan darzustellen und die Figur als Tafelaufsatz bei Hofgesellschaften verwenden zu lassen. Nach einer andern Entstehungsgeschichte, die Professor Karl Berling in seinem Prachtwerk „Das Meißner

Porzellan und seine Geschichte“ (Leipzig 1900) mitteilt, soll der Kurfürst die Schneidergruppe haben herstellen lassen, um damit auf die niedere Herkunft seines Konferenzministers, des durch Brühls Gunst emporgehobenen Grafen v. Hennicke, anzudeuten. Dieser war zwar in der Tat vom Kasaien zum Minister aufgestiegen, mit dem Schneidergewerbe jedoch hatte er nichts zu tun gehabt. Vermutlich kommt hierbei auch nicht die erste der beiden Schneiderfiguren in Frage, sondern die zweite, die jedenfalls später entstanden ist. Bei dieser trägt der Schneider nicht mehr bürgerliche Kleidung, sondern die



Der Schneider des Grafen Brühl.

eines Kavaliere; er ist mit einem prächtigen, farbig verzierten Gewand angetan, hat mächtige Reiterstiefel an, und auf der Lockenperücke sitzt kokett der Dreispitz, während aus seiner Patronentafel und den Pistolenhalstern Tuchstücken, Garnrollen, Knöpfe usw. hervorriehen. Der Ziegenbock, auf dem er reitet, hat, wie der Schneider selbst, einen Kneifer auf der Nase und trägt außerdem ein Bügelleisen, eine Schere und ein Nadellissen. Möglich, daß der auf unserem Bild dargestellte Ziegenbockreiter zu den wenigen, heute noch erhaltenen Exemplaren gehört,



Treibende Eisberge in Alaska.

dem sein Versteck im geheimen Gewölbe wird bei den vielen Wechsel-  
fällen des Siebenjährigen Krieges, die Friedrichs Truppenmacht bald  
auf entfernte Schlachtfelder führte, laun gestört worden sein. Der  
Hubertusburger Friedensschluß dürfte ihn, nebst allen andern Schätzen,  
zur Freude seines Besitzers dem Tageslicht wiedergegeben haben.

**Professor Dr. Hermann Cohn.** (Zu dem nebenstehenden Bildnis.)  
Der Tod des hervorragenden Augenarztes und Professors der Augen-  
heilunde an der Breslauer Universität Geheimen Medizinalrates Dr.  
Hermann Cohn, der am 11. September einem Herzleiden erlag, hat in  
der Wissenschaft eine tiefe Lücke gerissen; galt das unermüdete und



H. Halden jr., Breslau, phot.

Prof. Dr. Hermann Cohn †

über die Grenzen seines Vaterlandes erfreute. Eine  
ausführliche Würdigung des ausgezeichneten Mannes,  
der unserm Leserkreis als treuer Mitarbeiter so oft  
begegnet ist, werden unsere Leser in einer der nächsten  
Nummern der „Gartenlaube“ finden.

**Treibende Eisberge.** (Zu der Abbildung auf  
der vorhergehenden Seite.) Ein prachtvolles Schau-  
spiel bietet sich dem Befahrer der nördlichen Meere,  
wenn das Schiff an einer Schar schwimmender Eis-  
berge vorbeizieht. Wunderbare Werte des Eises sind  
dann zu schauen. Bald sind die weißschimmernden  
Kolosse einfach wie Tafelberge gestaltet, bald aber  
haben die warmen Sonnenstrahlen an ihnen herum-  
gemeißelt und seltsame phantastische Gebilde geschaffen.  
Wechselnd ist die Größe der Eisberge; viele ragen  
um 20 bis 30 Meter über den Wasserpiegel empor,  
andere erheben sich bis zu einer Höhe von 50 bis 60  
Metern, und mitunter hat  
man in Polarmeer bis 100  
Meter hohe Eisberge gesehen.  
Und doch ist das, was über  
dem Wasser ist, nur der achte  
bis neunte Teil der Gesamt-  
masse dieser Gebilde, so daß  
ein Eisberg, der über 100  
Meter über den Wasserpiegel  
emporraagt, noch gegen 900  
Meter in die Tiefe reicht.  
Jahraus, jahrein vollzieht sich  
dieser Eistransport von den  
Polen nach den wärmeren  
Gegenden. Unsere Abbildung  
zeigt uns schwimmende Eis-  
berge in den Gewässern von  
Alaska. Am grohartigsten  
bilden sie sich aber im nördlichen  
Eismeer an den Küsten Grön-  
lands, des „vereissten Konti-  
nents“. Noch gewaltiger tritt  
diese Naturerscheinung im süd-  
lichen Eismeer auf. Die riesigen aus Eis  
geformten Tafelberge, die dort in Scharen umherzuwandern, sind schon  
ein Beweis dafür, daß um den Südpol große Landmassen liegen  
müssen; denn nur wo von Bergen gewaltige Gletscher ins Meer münden,  
wo Länder unter einer mehrere hundert Meter hohen Eiskappe begraben  
liegen, können solche Eisberge geboren werden.

**Eine Bronzemedaille zur Erinnerung an die 78. Versammlung  
deutscher Naturforscher und Ärzte,** die vom 16. bis 22. September  
in Stuttgart tagt, ist geprägt worden. Sie zeigt auf der Vorderseite,



Vorderseite.

von einem gepernten Rand und dem be-  
sannenen Wort des griechischen Philosophen  
Demotrit: „Der Mensch eine kleine Welt“ in  
griechischen Lettern umgeben, den Kopf der  
Athene, dem berühmten Kopf von Bologna  
nachgebildet, der von Kunstmeistern besonders  
hochgeschätzt wird. Dieser herrliche Kopf,  
der die Göttin mit unbedecktem Haar, ge-  
schmückt mit der festlichen Binde, nicht als  
die kriegerische Athene, sondern als Ideal un-  
berührter Jungfräulichkeit darstellt, wird, nach  
der Beweisführung von Furtwängler-Mün-  
chen, als auf den Typus der einst hoch-  
gepriesenen lemnischen Athene zurückgehend  
angegeben, die Phidias im Auftrag der im  
5. Jahrhundert nach der Insel Lemnos auswandernden athenischen  
Kolonisten für die Akropolis geschaffen hatte. Die die Rückseite der  
Medaille schmückende Stele, in Form zweier von einem dreieckigen  
Giebelfeld überdachten Pfeiler, ist in ihren  
herrlichen Proportionen den berühmten an-  
tiken Grabdenkmälern dieses Stils nachgebildet.  
Sie umrahmt die Verse des „Epirrhema“  
von Goethe: „Nüßet im Naturbetrachten  
Junner Eins wie Alles achten. Nichts ist  
drinnen, nichts ist draußen: Denn was  
innen, das ist außen. So ergreift ohne  
Säumnis Heilig öffentlich Geheimnis.“ Um  
den Rand der Rückseite aber  
läuft die Inschrift: 78. Ver-  
sammlung deutscher Natur-  
forscher und Ärzte in  
Stuttgart 1906. Die Idee  
zu der ebenso vornehmen  
wie schönen Ausstattung  
der Medaille ging von dem  
Stuttgarter Archäologen  
Dr. P. Göhler aus, der sie auf Anregung des Stutt-  
garter Numismatischen Vereins auch entworfen hat,  
während ihre Ausführung in den Händen der auf  
dem Gebiet der Medaillenkunst rühmlichst bekannten  
Medailleure Mayer und Wilhelm lag.



Rückseite.

Medaille zur 78. Versammlung  
deutscher Naturforscher  
in Stuttgart.

Entworfen von Dr. P. Göhler.

**Ein Denkmal für Adalbert Stifter in Ober-  
plan an der Moldau.** (Zu nebenstehender Ab-  
bildung.) Adalbert Stifter, dem Verfasser der einst



Denkmal für Adalbert Stifter in Oberplan a. d. Moldau.

Entworfen von A. Wilfert d. J.

so hochgeschätzten Novellen-  
sammlung: „Studien“, dem  
Dichter der Natur, dessen  
herrliche Wald- und Land-  
schaftsschilderungen von Ken-  
nern heute noch mit großem  
Genuss gelesen werden, ist  
in seinem Geburtsort, dem  
malerialischen Oberlauf der  
Moldau gelegenen Fleden  
Oberplan, zum Gedächtnis  
seines hundertsten Geburts-  
tages ein Denkmal errichtet  
worden. Der deutsch-böhmische  
Bildhauer A. Wilfert d. J. in  
Eger ist der Schöpfer des in  
seiner Schlichtheit außer-  
ordentlich ansprechenden Monu-  
ments, dessen schönen Aufbau  
unser Abbildung deutlich  
erkennen läßt. Auf einem  
Sockel, zu dem eine Stufen-  
terrasse empor führt, steht  
die Bronzeplastik des Dichters, der als  
Vierziger und in der Tracht jener Zeit dargestellt ist. In un-  
gezwungener Haltung lehnt er aufrecht, ein Buch lässig in der Hand,  
am Sockel, das Auge sinnend abwärts gerichtet. Die einfache In-  
schrift: „Adalbert Stifter“ erinnert an einen echten Dichter, der in  
jener Art unvergänglich Schönes geschrieben hat.

### Nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt das dritte Quartal dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“; wir  
ersuchen die geehrten Leser, ihre Bestellung auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu  
wollen. — Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß der **Bezugspreis** (2 Mark für die Ausgabe ohne  
„Welt der Frau“, 3 Mark 25 Pf. für die Ausgabe mit „Welt der Frau“) bei Bestellungen, die **nach Beginn des Vierteljahrs**  
bei der Post aufgegeben werden, sich um 10 Pfennig erhöht.

Einzelne Nummern bezw. Hefte der „Gartenlaube“ liefert auf Verlangen gegen Einsendung von 25 bezw. 35 Pfennig in  
Briefmarken direkt franko die Verlagshandlung:

**Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.**

Ernst und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Anzeigenteil verantwortlich:  
Franz Boerner beide in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth in Wien.  
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.